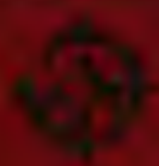
PT
2613
A34
R66
1912
v.2

Engelhorns Roman-Bibliothek

Ruth Freifrau v. Gagern-Knopsch

Der Roman einer Hofdame

Zweiter Band



Digitized by Google

Memorial Library
728 State Street
Madison, WI 53706

Engelhorns Allgemeine Roman-Bibliothek

Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker

Alle 14 Tage erscheint ein Band

Preis jedes Bandes 50 Pf. Elegant in Leinwand geb. 75 Pf.

(26 Bände jährlich, Gesamtpreis broschiert 13 Mark, gebunden 19 Mark 50 Pf.)

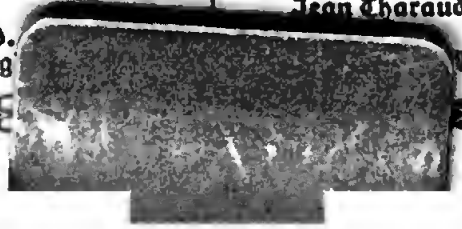
Über „Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek" schreibt der „Hamburgische Correspondent": Das ist ein Unternehmen, das in jeder Weise gefördert zu werden verdient! Als vor nun mehr denn siebenundzwanzig Jahren die ersten roten Bände erschienen, mag mancher Kurzsichtige und Engherzige den Kopf geschüttelt haben über das tolle Wagstück, wirklich gute und wertvolle geistige Kost zu so billigen Preisen zu verabreichen. Wenn man heute auf die lange Reihe von Jahren zurückblickt, wie viel ist da nicht schon erreicht! Fast kein Haus, keine Familie, wo die soliden Bände nicht ihren Einzug gehalten hätten; fast keine, noch so klein angelegte Privatbibliothek möchte die sich so freundlich präsentierenden roten Freunde aus ihrer Mitte missen. Und doch, noch gibt es viel zu tun! Noch gibt es Häuser, in denen die vermorschten und verrotteten Hintertreppenromane lieber gelesen werden. Hier wäre es Pflicht jedes Nächststehenden, die giftige Saat zu verdrängen und an ihre Stelle die gesunde und durchweg gute Kost der „Engelhornschen Allgemeinen Romanbibliothek" zu legen. Der glücklich Geheilte wird, wenn er erst klar sieht, dem freundlichen Helfer sicher Dank wissen.

Sämtliche in unsrer Sammlung bisher erschienenen Romane können fortwährend durch jede Buchhandlung zum Preise von 50 Pf. für den broschierten und 75 Pf. für den gebundenen Band bezogen werden.

Wegen Raummangels können hier nur die nachstehend aufgeführten Romane angezeigt werden; ein vollständiges Verzeichnis steht jederzeit gratis und franko zu Diensten.

Fünfundzwanzigster Jahrgang

Ein Echo. Von Ida Boy-Ed. 2 Bände.
Ein Dieb in der Nacht. Von E. W. Hornung. Aus dem Englischen.
Lebensfrühe. – Verloren' Land. Zwei Erzählungen von Margarete von Oertzen.
Das spanische Halsband. Von Henry de Vere Croker. Aus dem Eng[illegible] Aus dem Englischen.
Dornröschen. Von Georg Wasner.
Der Mann auf dem Bock. Von Harold Mac Grath. Aus dem Englischen.
Erlachhof. Von Ossip Schubin. 2 Bde.
Aus Sturm und Not. Von Jérome und Jean Tharaud. Aus d. Französisch.



Digitized by Google

Der Emigrant. Von Paul Bourget. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Der Bibelhase. Von Ernst von Wolzogen.

Die Herberge zum Silbernen Mond. Von Hermann Knickerbocker Vielé. Aus dem Englischen.

Die Hoermanns. Von Carl Busse. 2 Bände.

Die Leuchter des Kaisers. Von Baroness Orczy. Aus dem Englischen. (In Österreich verboten.)

Herz und Handwerk. Von Paul Bourget. Aus dem Französischen.

Carlotta. Von William J. Locke. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Prinzgemahl. Von Paul Oskar Höcker.

Jenseits der Wirbel. Von Elinor Glyn. Aus dem Englischen.

Vater. Von Georg Wasner. 2 Bände.

Sechsundzwanzigster Jahrgang

Der rote Kurs. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Der alte Timm und seine Nachbarn. Von Marie Diers.

Hugo. Von Arnold Bennett. Aus dem Englischen.

Armer Henner . . . Von Richard Skowronnek. 2 Bände.

Der unreine Geist. Von Semène Zemlak. Aus dem Französischen.

Naturgewalten. Von Helene Raff.

Die jüngste Miß Mowbray. Von B. M. Croker. Aus dem Engl. 2 Bände.

Liebe Mädchen. Von Käthe Sturmfels. Drei Novellen.

Meeresgold. Von George Bronson-Howard. Aus dem Englischen.

Eva, wo bist du! Von Fedor von Zobeltitz. 2 Bände.

Was sich in dem Gasthaus begab. Von Kate Douglas Wiggin u. a. Aus dem Englischen.

Das goldene Schiff. Von Paul Oskar Höcker.

Daphne. Die Geschichte einer modernen Ehe. Von Mrs. Humphry Ward. Aus dem Engtischen. 2 Bände.

Gräfin Polly. Von Palle Rosenkrantz. Aus dem Dänischen.

Romeo und Julia im Albanergebirge. Von Richard Voß.

Eine Energiekur. Von Daniel Lesueur. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Das Hohelied des Lebens. Von A. von Klinckowstroem.

Montana. Von Wm. Wallace Cook. Aus dem Englischen.

Lena Küppers. Von Carl Busse. 2 Bde.

Siebenundzwanzigster Jahrgang

Die Faust des Riesen. Von Rudolph Stratz. 2 Bände.

Rudolph Stratz, unter den modernen deutschen Erzählern der besten einer, hat in diesem Roman ein Meisterstück geschaffen. Aus dem Abgrund der Seelen, aus dem Dunkel Berlins ringt sich ein schwarzer Gedanke empor, wird Tat und Schuld und bleibt ein blutiges Geheimnis, bis der Schluß den Schleier löst. Kein Kriminalroman, sondern mehr: die Unterordnung spannender Handlung unter die Herrschaft eines Charakters, in dem höchste Kraft und tiefste Schlechtigkeit bis zur Sühne sich die Wage halten.

Das Paradies der Erde. Von Ada von Gersdorff.

Die Verfasserin des so berühmt gewordenen Romans „Ein schlechter Mensch" betritt mit ihrer jüngsten Schöpfung abermals das Gebiet des Offiziersromans, wozu sie vermöge ihrer gründlichen Vertrautheit mit den einschlägigen Verhältnissen vor anderen berufen ist. Leidenschaftlich bewegte Handlung, sowie wahrheitsgetreue und interessante Bilder aus dem militärischen Milieu verleihen diesem hervorragenden Roman einen ganz eigenartigen hohen Reiz.

Onkel William. Von Jennette Lee. Aus dem Englischen.

Eine Geschichte voll Gemüt und inniger Empfindung, bei der einem warm ums Herz wird. Der alte Onkel William ist eine Seele von einem Menschen, der wie seinerzeit „Der kleine Lord" jung und alt für sich einnehmen wird.

Der Kampf um den Mann. Von Carry Brachvogel. 2 Bände.

Die fesselnde Schilderung verschiedener Wege, auf denen moderne Frauen Glück suchen, finden oder verlieren. Generationen, Weltanschauungen tre-

ten einander gegenüber, ringen verzweifelt miteinander, bis nach Erschütterungen und Entsagungen aller Art Stärke und geduldige Liebe zugleich den Sieg davontragen. Den Hintergrund des reichbewegten Romans bilden farbige Bilder aus dem Münchner Atelier- und Gesellschaftsleben, das die Verfasserin aus langjähriger Beobachtung gründlich kennt.

Der meergrüne Wandschirm. Von Edgar Franklin. Aus dem Englischen.

Das packend erzählte Abenteuer eines jungen amerikanischen Millionärs, der seinem Hang zum Außergewöhnlichen und Exzentrischen folgt. Die reichbewegte Handlung vor einem modernen Hintergrund hält den Leser bis zum letzten Augenblick in Spannung und macht die Lektüre zu einer außerordentlich unterhaltenden.

Vor den großen Mauern. Von Katharina Zitelmann.

Die hochinteressante Schilderung der unüberbrückbaren Kluft zwischen gelber und weißer Rasse und die packende Darstellung von Episoden aus den Boxeraufständen geben dem Buche einen hohen Wert. Der Leser wird durch die vortreffliche Zeichnung des seit kurzer Zeit wieder unsere Aufmerksamkeit beschäftigenden Milieus, das die Verfasserin auf mehrfachen Reisen nach China studiert hat, ebenso in Atem gehalten wie durch die dramatische Zuspitzung der Ereignisse bis zum Eintritt der Katastrophe.

Entgleist. Von H. M. Cockee. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Der ganze geheimnisvolle Zauber des Landes der Wunder liegt über diesem spannenden Roman ausgegossen, in dem die gefeierte Erzählerin uns die wechselvollen Schicksale eines entgleisten jungen Mannes miterleben läßt, der sein Brot als Angestellter einer indischen Eisenbahngesellschaft verdienen muß.

Die Kleine. Von André Lichtenberger. Aus dem Französischen.

Der köstliche Humor und Witz, mit dem hier die welterschütternden Leiden und Freuden eines Backfischleins ausgeplaudert werden, dürften dem liebenswürdigen Büchlein aller Herzen gewinnen.

Paul Becks Gefangennahme. Von M. McDonnell Bodkin. Aus dem Engl.

Der Detektiv Paul Beck ist zu einem Typus geworden, der Sherlock Holmes in nichts nachsteht. Auch in dieser glänzend geschriebenen Erzählung, wo der Held nach hitzigem beruflichem Wettstreit von der den Lesern der Romanbibliothek längst bekannten Geheimpolizistin Dora Myrl schließlich „eingefangen" wird, läßt der bekannte Verfasser alle Register seiner Erfindungsgabe spielen und weiß den Leser aufs trefflichste zu unterhalten.

Schweigen im Walde. Von Richard Skowronnek. 2 Bände.

Aus einem Erbfolgestreit zweier Linien eines ostpreußischen Geschlechts entwickelt der rühmlichst bekannte Verfasser eine Reihe reizvoller Bilder, in deren Mittelpunkt eine prächtige Liebesgeschichte steht. Das Ganze ist durchtränkt von einem wahrhaft goldenen Humor.

Das Gespenst. Von Arnold Bennett. Aus dem Englischen.

Der bekannte Schriftsteller erzählt hier eine richtige Geistergeschichte, die eine Fülle amüsanter Erlebnisse und aufregender Abenteuer enthält. Der Roman ist ein dramatisches Phantasiegemälde; er will nichts weiter als unterhalten — und das tut er in höchstem Grade.

Lichterfelderstraße Nr. 1. Von Hanns von Zobeltitz.

Eine übermütige Berliner Zigeuner-, eine Bohemegeschichte, die viel Selbstgesehenes und Selbsterlebtes enthält. Aber Hanns von Zobeltitz schildert in ihr nicht die Berliner Boheme von heute, nicht die hohlwangigen Ästheten des Café Größenwahn. Seine lustigen Gestalten sind vollsaftiger und warmherziger, sie kommen aus einer gesünderen Zeit, aus dem glorreichen Jahre 1870, dessen Ereignisse wirkungsvoll in den Gang der Erzählung verflochten sind.

Die Primadonna. Von F. Marion Crawford. Aus dem Englischen. 2 Bde.

Einen tiefen Einblick in die in jedem Sinn dramatische Laufbahn eines gefeierten Opernsternes gewährt uns dieser Roman des berühmten amerikanischen Schriftstellers. Die spannende Handlung, das interessante Milieu und die geistreiche Schreibweise fesseln den Leser in höchstem Grade.

Angst und Emma und andere Geschichten. Von Georg Hirschfeld.

Zwei Gruppen bilden diese Novellen des so rasch berühmt gewordenen Verfassers. Von Liebenden erzählt die eine, Mann und Weib im Kampf und Jubel der ersten Frühlingsneigung; die andere zeigt eine Reihe von menschlichen Tragikomödien — Einzelerscheinungen, die uns wie gute Bekannte entgegenkommen.

Der Roman einer Hofdame

Engelhorns Allgemeine Roman-Bibliothek

Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker

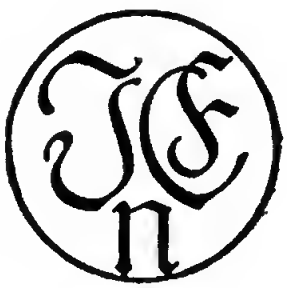
Band 22
Achtundzwanzigster Jahrgang

Der Roman einer Hofdame

Von

Ruth Freifrau v. Gagern-Kospoth

Zweiter Band



Stuttgart 1912
Verlag von J. Engelhorns Nachf.

Alle Rechte, namentlich das Überſetzungsrecht, vorbehalten
Copyright 1912 by J. Engelhorns Nachf.

Memorial Library
University of Wisconsin - Madison
728 State Street
Madison, WI 53706-1494

Druck der Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft in Stuttgart

Mem
PT
2613
A34

4243511
AXQ 9863

R66
1912
v.2

2. Das Schickſal ſprach . . .

Erſtes Kapitel

Marie ſtand am Coupéfenſter und ſtarrte hinaus. Langſam verſchwanden die Dächer der Favorite, hin und wieder huſchte zwiſchen den Büſchen eine alte ſteinerne Figur vorbei, dann war der Park zu Ende. Die erſten Felder kamen. Starr ſtand ſie, keine Muskel rührte ſich. Es war ihr, als ſei alles Denken und Fühlen in ihr gelähmt. Vorbei, alles vorbei. Öde ſchien ihr die Zukunft, troſtlos-grau. Keinen klaren Gedanken konnte ſie faſſen; nie wieder, glaubte ſie, ſcharf nachdenken können: Es war ja nun alles vorbei.

Endlich kam ihr zu Bewußtſein, daß noch ein Menſch in demſelben Abteil ſaß. Mechaniſch ließ ſie ſich auf ihren Platz nieder und betrachtete gedankenlos den Mitreiſenden. Ein ſehr großer, magerer Mann, brünett, glatt raſiert. Er las und ſah ſie nicht an. Dadurch, daß er ſie nicht betrachtete, keinerlei Intereſſe für ſie zeigte, wurde in ihr der Begriff erweckt: Ein Engländer. So brauchte ſie ſich nicht zu verſtellen. Und ſtarr ſah ſie vor ſich hin, die Hände in dem Schoß gefaltet. Sie las das Bahnreglement, ohne ſich deſſen bewußt zu werden, ſuchte mit den Augen nach der Notbremſe, bloß weil ihr Gehirn nicht mehr arbeiten konnte. Sie fühlte, daß die ſeeliſchen Erregungen der

letzten Zeit über ihr Faſſungsvermögen gingen, daß es unmöglich ſei, Stunde für Stunde ſo intenſiv zu denken und zu leiden.

Bleiern lief die Zeit. Langſam wurde die Gegend hügelig, Dörfer und Gehöfte raſten vorüber; Marie ſah es nicht. Nicht e i n m a l wandte der junge Mann den Kopf nach ihr herum; er nahm keinerlei Notiz von ihr.

Bei einer Station wurden Zeitungen ausgerufen. Marie beugte ſich hinaus und kaufte eine Zeitſchrift. Inſtinktiv wehrte ſich ihr Gehirn gegen den qualvollen Kreislauf der Gedanken: vorbei — alles vorbei. Liebe und Glück und Jugend ... ‚Unmöglich.‘ Und dieſes Wort ‚unmöglich‘ gab ihr ein Gefühl ohnmächtiger Wut und Verzweiflung: ... ‚Nie wieder.‘ Schon einmal hatte ſie ähnlich empfunden — damals, als ihre Mutter für immer die Augen geſchloſſen hatte: „Nie wieder wirſt du lachen, Mutter, nie wieder mit deinen gütigen Augen dein Bébé betrachten ... vorbei!“ — Aber jetzt lebten ſie beide, zwei junge geſunde Menſchen, die nacheinander in brennender Sehnſucht verlangten, und unerbittlich ſchrieb auch hier das Schickſal: ‚Nie wieder.‘ Meilen und Meilen trennten ſie. Sie empfand die Qual ſo phyſiſch, daß ſie am liebſten laut geſtöhnt, Tränen vergoſſen hätte.

Sie blätterte in dem Heft, verſuchte zu leſen, vielleicht würden ihre Gedanken abgelenkt. Aber mit leeren Augen betrachtete ſie die Bilder. Sie ſah alles, aber begriff es nicht; las, und wußte nicht, was die

Worte bedeuteten. Unter einer Geſchichte ſtand ein kleiner Vers:

„Das Schickſal ſprach: Auf ewig ſei verwehrt
Erfüllung dir, wonach du ſehnend bangſt,
Du biſt ein Feuer, das ſich ſelbſt verzehrt,
Und nie wird dein, wonach du heiß verlangſt.
Die Liebe ſprach: Die Bürde, die ich trug,
Ich trage weiter ſie voll ſtolzer Pein,
Daß ich nur lieben darf, iſt mir genug.
Stark iſt das Schickſal — ich will ſtärker ſein.“

Die Worte nahmen ſie in ihren Bann. Einen Augenblick richtete ſie ſich auf. Kampfbereit, herausfordernd, mit aufeinandergepreßten Zähnen ſtarrte ſie vor ſich hin. Sie ſah nicht das rote Plüſchſofa vor ſich, nicht den eilenden Zug, ſie ſah ſich ihrem Feind gegenüber, ihrem Todfeind: dem Schickſal. Mit ihm hielt ſie Zwieſprache: ‚Du glaubſt, du kannſt mich beugen, mich werfen, mir die Liebe aus dem Herzen reißen? Du glaubſt, die Zeit wird das Gefühl abſchwächen. Ja? — Nun, dann ſage ich dir: du haſt dich verrechnet, du haſt es mit Marie Veldt zu tun. — Stark iſt das Schickſal — ich will ſtärker ſein!‘ —

Langſam ſtreifte ſie den Handſchuh ab und ritzte mit dem Nagel das Papier, ſchnitt den kleinen Vers heraus und ſteckte ihn in die Seitentaſche ihres Portemonnaies.

Dann ſah ſie hinaus. Grün und lieblich leuchtete der Odenwald. Marie erkannte die Gegend, bald kam ihre Station. Sie ſuchte ihr Gepäck zuſammen. Plötzlich tauchte der heimiſche Kirchturm auf, und die weiß-

rote Fahne des Schloſſes flatterte über den Wald. Sie ſprang auf und drückte die Hand vor den Mund, um nicht zu ſchreien oder zu weinen. Die Heimat! die geliebte Heimat! Veldt! die rote Erde, der kleine Fluß —, und das Heidekraut blühte! Das Heidekraut, durch das ſie oft wie im Rauſch galoppiert war ... Die Heimat! All die Gedanken der öden Verzweiflung wichen dem wunderbaren Heimatsgefühl. Dort war ſie zu Haus, dort öffneten ſich für ſie die Arme von all denen, die ſie innig liebten, dort an der Mutter Grab würde ſie weinen, freier atmen können, ohne an der Qual der letzten Tage und Wochen erſticken zu müſſen. Dort würde ſie ſich wiederfinden.

Der Zug hielt in dem kleinen Bahnhof. — Der Kutſcher hielt zwei unruhige Jucker, und eine ſchlanke Geſtalt im Strohhut und Schilfleinenkleid ſtand am Perron. Marie riß das Fenſter herunter und rief gellend, alles um ſich herum vergeſſend, ein über das andere Mal: „Ceſſy, Ceſſy, Ceſſy!“ Ob ein paar Bauern ſie hörten, war ihr ganz gleichgültig. Sie klinkte die Tür haſtig auf und ſtürzte der kleinen Blondine entgegen. Mit einem ſchluchzenden Laut fiel ſie ihr in die Arme. Ihr ganzer Körper bebte. Wie eine Erlöſung empfand ſie die Tränen, ſie preßte ihren Kopf feſt gegen die Schulter der Schweſter.

Ceſſy ſah ſich hilflos um.

„Gepäckträger, dort die Sachen aus der erſten Klaſſe! — Wo haſt du deinen Schein?“

Marie reichte ihn ihr, ohne die Stellung zu ver-

ändern. Der junge Mann reichte dem Träger die Sachen heraus.

„Bébé, nimm dich zusammen." Cessy klopfte ihr auf den Rücken. Hastig ließ Marie sie los und, sich der roten Augen schämend, lief sie schnell durch die Sperre und schwang sich auf den Selbstkutschierer.

„Willst du fahren, Bébé?" Sie schüttelte nur den Kopf, und Cessy ergriff die Zügel. Mit einer Lançade zogen die Jucker an. Mit nervigen, festen Händen parierte Cessy die Pferde zum Trabe. Der Zug setzte sich in Bewegung.

Die weißrote Fahne leuchtete über dem Wald ...

Der große Herr stand im Fenster und sah den Schwestern nach. An der nächsten Station rief er den Zeitungshändler und kaufte sich dieselbe Zeitschrift. Er suchte nach einer Stelle. Dann nahm er sein Taschenmesser, schnitt fein säuberlich den Vers heraus und barg ihn im Geldbeutel.

Marie beruhigte sich nach und nach. Cessy sprach nicht, sie wartete, bis Marie etwas fragen würde.

„Ist Rainer da?"

„Nein," sagte Cessy. „Er hatte noch keinen Urlaub, er kommt erst morgen mittag." — Ein heller Glanz flog über ihr Gesicht.

Plötzlich wußte Marie nicht mehr, was sie sprechen sollte. Cessy erzählen? Nein. Nie! Nie! Cessy, die alles mit klarem Verstand beurteilte, die solch frohes, sicheres Lächeln des Glückes hatte, die so resigniert die sechs Jahre hatte warten wollen, von denen das Schick-

ſal ihr nun vier erlaſſen hatte, Ceſſy von all den offenen Wunden, aus denen ihr Herzblut floß, erzählen? Nein. Unmöglich. Da empfand ſie, daß zwiſchen ihr und ihrer Schweſter ſich eine Mauer aufbaute. Ceſſy aber dachte: ‚Nun bin ich in vier Wochen Frau. Jetzt als Braut treten ſchon hundert Hausſtandsſorgen an mich heran, die von keinem Intereſſe für Bébé ſein können; ach, das verwöhnte Bébé paßt nicht in eine Leutnantsmenage wie ich!‘ Und kühler und höher wuchs die Wand zwiſchen ihnen.

Vor der Rampe ſtand Ria. Es lag etwas angſtvoll Fragendes, faſt Zärtliches in ihrem Blick, als ſie die junge Schweſter innig in die Arme ſchloß. „Marie, Marie!“ flüſterte ſie.

Es fiel Marie auf, daß ſie nicht ‚Bébé‘ genannt wurde; es war, als hätte Ria ſie unwillkürlich aus der Liſte der Kindheit geſtrichen, und da fühlte ſie: Ria wußte, verſtand alles; und die große, ihr durch Alter und Stellung ſo weit überlegene Schweſter würde ihr nun die Mutter erſetzen, die Mutter, nach der ſie ſo brennend verlangte ...

Der Graf hatte in ſeinem Arbeitszimmer den Wagen rollen hören und trat heraus. Marie erſchrak. Er war furchtbar gealtert, eingefallen. Das Strahlende, Faſzinierende, das dieſem Mann ein Übergewicht andern gegenüber verliehen hatte, war verſchwunden. Der ſonſt ſo Aufrechte hielt ſich gebückt, und ſeine Stimme zitterte. „Nun, mein Sonnenkind, biſt du wieder da? Dein alter Vater braucht dein Lachen, deine Fröhlichkeit! ...“

Marie ſah: hier mußte ſie jetzt die Gebende ſein. —

Nach dem Eſſen ging ſie mit Ria in den Garten. „Was iſt es mit Papa, er iſt grenzenlos verändert?"

Ria zuckte die Achſeln. „Ich weiß nicht genau, aber ich bin in großer Sorge. Kind, lach mit ihm, ſei heiter, zeig ihm nichts, und wenn es dir noch ſo ſchwer fällt, deine erſte Pflicht iſt jetzt dein Vater, alles andere tritt davor zurück. Ich habe das Gefühl, daß er keinen zweiten Chok mehr vertragen könnte."

„Wie lange bleibſt du?"

Ria wandte den Kopf zur Seite; da fragte Marie nicht weiter. Sie war eine Veldt. Sie hatte dieſelbe Bewegung, wenn etwas ſie quälte und ſie es zu verbergen ſuchte.

Ria merkte, daß ſie verſtanden wurde. Mit demſelben plötzlichen Impuls, den ſie mit Marie gemein hatte, wandte ſie ihr Geſicht wieder herum. Es war in dem Augenblick bleich und alt. „Marie, es weiß niemand hier, warum ich kam, ich will es nur dir ſagen." — Sie holte tief Atem. „Ich konnte das Leben, das ich zu führen gezwungen bin, nicht mehr ertragen, und kam zu Vater, um mit ihm meine Scheidung zu beſprechen, aber es iſt mir nicht möglich, Papa jetzt die Aufregung und den Schmerz anzutun ..."

Entgeiſtert blieb Marie ſtehen. „Du, Ria — ſcheiden? Dich haben wir alle immer für ſtrahlend glücklich gehalten, du haſt doch Karl Anton aus reinſter Liebe geheiratet und er dich auch! Du ſiehſt immer

ſchön und ſtrahlend aus und machſt alle Fürſtinnen in Öſterreich tot, und Karl Anton iſt dein Sklave ... Ria, du haſt ihn ſo geliebt, iſt das vorbei?"

Rias Ausdruck war grenzenlos bitter, ſie wollte nicht weich werden, darum zuckte ſie nur die Achſeln. „Tout lasse, tout passe, tout casse."

Seltſam, wie Ria jetzt der Mutter glich. „Aber, Ria, wie iſt es möglich, daß die Liebe aufhört?"

„Kind," ſagte Ria ernſt, „die Liebe wird durch einen Mann hervorgerufen, ſie iſt da, heiß und lodernd und ſtark; und niemand kann ſie dir aus dem Herzen reißen, niemand. Kein Fremder, keine Gewalt, keine Zeit, kein Schickſal, nur einer: der, der die Liebe in dir erweckt hat. Und der ſie heraufbeſchwor, kann ſie auch wieder vernichten. Langſam, durch Enttäuſchung, mit vielen kleinen Nadelſtichen oder mit einem einzigen Keulenſchlag. Und Karl Anton hat meine Liebe mit Stumpf und Stiel ausgerottet, es iſt nicht einmal mehr das Mitleid geblieben. —"

„Und womit? Wie kam das alles?"

„Frag nicht, Kind," gab Ria gequält zurück.

„Aber Ria, wenn du ihn auch nicht mehr liebſt, er muß dich doch anbeten!"

Da zuckte es hart in ihrem Geſicht. „Er iſt vielleicht noch ſtolz auf mich, aber nicht mehr als auf ſeinen Derbyſieger, auf ein Pferd, einen Hund. Ich gehöre zum ganzen Train, er braucht mich als Repräſentantin, er weiß, daß ich die Buben gut erziehe, aber ſonſt haßt er mich."

„Wie ist das möglich?"

„Kind, du bist zu jung dafür. Siehst du, ich bin sein Mitwisser, ich bin gewissermaßen sein Richter, und dann, Marie," sie lächelte, „dann bin ich stolz wie wir alle. Ich bin eisern korrekt meinen Weg gegangen, er kann mir nichts vorwerfen, und da kommt er sich klein und niedrig vor mir vor. Und ich kann es nicht ändern: jeder meiner Blicke sagt ihm, wie ich ihn verachte, und dafür haßt er mich ..."

„Und all deine Schönheit, Ria?"

Rias Gesicht drückte Widerwillen aus. „Ach, laß das ... Nun kam ich wegen der Scheidung her, aber wenn ich auch glatt in Ungarn geschieden würde, so hat Karl Anton ebensoviel Besitz in Österreich, er braucht die Buben nur als Österreicher naturalisieren zu lassen, die Kinder sind auch katholisch, dort würden wir nie geschieden, und dann müßte ich mich von meinen Söhnen trennen. Es wäre ein rasend aufreibender, verwickelter Prozeß. Noch habe ich die Kräfte zum Kampf, noch bin ich nicht mürbe, darum kam ich her, um mir bei Vater Rat zu holen — und finde einen Schwerkranken. Er hält mich für genau so glücklich, wie ihr alle, weil ich all die Jahre zu stolz war, um euch zu sagen, daß all mein Verstand und meine Schönheit mir nichts nützten, um den eigenen Mann zu fesseln ... Und das Grausame ist: er lacht, er fühlt sich meiner so sicher, weil ich nie eine Handbreit vom Wege gewichen bin. Und nun bleibe ich hier und warte, bis es Vater besser geht, ich warte geduldig, weil ich nichts mehr für mich

zu hoffen habe, ich warte, ob sich das Schicksal einmischt oder nicht ..."

Sie schwiegen beide eine Weile.

Vor ihnen war das Grab der Mutter.

„Siehst du, Marie, sie ist zur rechten Zeit gestorben. Sie ließ uns alle im Glück zurück, da war noch nicht Papas Ruin, da warst nicht du, nicht ich."

Das eigene Leid verblich vor Marie. Sie trug eine tiefe Wunde, aber wie mit einem Schwert geschlagen, eine Wunde, deren Narbe zurückbleiben würde. Bei Ria war es eine eiternde Stelle, unheilbar; da lag das Glück in Scherben, im Schmutz, es war nicht mehr zu flicken, nie mehr. Sie lehnten am Gitter des Grabes. Keine sagte der andern ein Wort des Mitgefühls, es war unnötig, das Blut in ihnen verstand sich auch ohne Worte, in ihrem Schweigen fühlten sie die starke Sympathie der nahen Verwandtschaft, die unerklärliche Zusammengehörigkeit der Blutsbande. Von weitem sahen sie Cessy kommen. Unverabredet wandten sich beide mit heiteren Gesichtern um. Die Braut sollte von all dem nichts wissen. Marie sagte rasch: „Wieviel hat denn nun Cessy zu leben?"

„Wir erben jede so, daß wir achttausend Mark jährlich haben, es wäre noch immer wenig für Cessy, aber Adda gibt fünfzehn Jahre lang ihre Zinsen auch noch."

Marie sah zu Boden. Adda hatte einen ziemlich unbemittelten Prinzen Bärenstein geheiratet, der sehr einfach auf seinem Besitz lebte, sie hatte auch drei Söhne. Freudenlohe war steinreich. Das Palais in

Wien hatte allein an Kunstschätzen Millionen Wert, und seine ungarischen Güter waren Quadratmeilen groß.

Ria erriet ihre Gedanken: „Warum Adda auf die Zinsen verzichtet und nicht ich, meinst du?" Ihre Zähne nagten an der Unterlippe. Ganz leise kam es: „Marie, man rührt das Geld des Mannes, den man verachtet, nicht gern an; ich wäre sonst gezwungen, es zu tun. — Die Abhängigkeit wäre unerträglich für mich."

Da wußte Marie, was der Veldtsche Stolz unter dem Geld des Freudenlohe gelitten haben mußte.

Cessy hatte sie erreicht; Ria entschuldigte sich, und die beiden jüngsten Schwestern schritten langsam weiter.

„In weniger als vier Wochen ist nun schon deine Hochzeit," sagte Marie träumerisch.

„Ja, Rainer wollte nicht länger warten; und die Aussteuer ist fertig. Papa gibt mir etwas mehr Bargeld, dafür nehme ich meine alte Schlafstubeneinrichtung mit und Mamas Boudoir als Salon. Für mich noch immer prachtvoll."

Und dann meinte sie fröhlich: „So war der armen Tante Tod für mich von großem Wert. Gewissermaßen bin ich jetzt eine gute Partie, und wenn ich mir früher ausgerechnet, wie wir auskommen wollten, so reichte es gerade knapp zum Leben. Wovon ich mich bekleiden sollte, blieb mir ein Rätsel. Ich hatte die Wahl zwischen selbstverfertigten Mullkleidern oder den abgelegten Kleidern der Schwestern. Und der Gedanke, Rias Prachttoiletten, wenn die Mode vorüber wäre, zu

tragen, war einfach schauderhaft! Die sanierten Sachen der Fürstin-Schwester!"

Da war er wieder, der Veldtsche Stolz. Sie fühlte sich als Frau des armen Offiziers, der aus uradligem Geschlecht stammte, keinen Zoll weniger als die Fürstin Freudenlohe.

„Aber nun heiratet ihr so schnell. Wenn Tante nicht starb, hättet ihr vier weitere Jahre warten müssen!"

Cessy lächelte überlegen, als wolle sie sagen: ‚Was verstehst du davon.'

„Jetzt mag Rainer eben nicht länger warten." Aber höchst erstaunt fuhr ihr Kopf herum, als Marie vor sich hinsinnend sagte: „Glaubst du, daß er dir die ganze Zeit treu geblieben ist?"

Cessy wurde rot, dann sagte sie energisch: „Jedenfalls werde ich ihn nie danach fragen."

„Warum?" meinte Marie naiv.

Cessy machte ein abweisendes Gesicht.

„Weil ich mich unter jeder Bedingung blamieren würde. Es gibt drei Antworten auf diese Frage. Entweder er lügt, dann habe ich nichts gewonnen, außer dem Mißtrauen an seine Offenheit, oder er sagt die Wahrheit, dann stehe ich ganz albern da, denn was soll ich dann sagen? Oder er ist unschuldig und sieht mich entsetzt an, daß ich ihm nicht vertraute, findet es unzart und taktlos, und ich bin wieder der Hereingefallene."

Marie sah Cessy mit bewunderndem Staunen an.

„Wie überlegt du bist, so weit hätte ich nie gedacht;

käme mir der Gedanke, sofort würde ich ihn aussprechen."

„Und hättest dich rettungslos blamiert."

„Ja, aber ich wüßte es doch denn wenigstens."

„Was hättest du davon? Nach dem Vorleben eines jungen Herrn hat sich keine Dame zu erkundigen, er ist niemandem vor seiner Ehe Rechenschaft schuldig."

Marie erhitzte sich. „Und eine Frau? Die wird verdammt und vernichtet, ins Irrenhaus gesperrt, und wenn auch kein Fleckchen Sünde daran war ..."

Cessy streifte Marie mit interessiertem Gesicht. Was war nur mit der Kleinen geschehen? „Du vergißt, daß ich Braut bin," sagte sie, das Thema abschneidend.

Marie stutzte. Cessy wollte sich also aufspielen! Sie spielte sich auf die Braut, wollte mit der Schwester, mit welcher sie alle ihre Mädchengedanken ausgetauscht hatte, nicht mehr etwas Natürliches besprechen, weil eine Braut von solchen Dingen nicht reden könne. ‚Albern,' dachte Marie. ‚Albern!'

Sie hatte nicht gemerkt, daß in der kurzen Zeit bei Hof ihr Sehkreis sich sehr erweitert hatte, sie das Leben kennen gelernt, wie es war, so daß ihre Begriffe sich gänzlich geändert hatten. Sie fand bei Cessy kein Verständnis mehr; dafür konnte sie bei Ria jetzt darauf rechnen.

Im Gartensaal fanden sie einen großen Stoß Telegramme auf dem runden Mitteltisch.

„Alles Gratulationen," seufzte Cessy gelangweilt, „du kannst sie mir vorlesen, Bébé."

Marie öffnete ſie und las den Inhalt laut vor. Bei einem Telegramm ſtutzte ſie: ‚Nagy-Appony. Komme morgen mit Elfuhrzug, bitte Ria und Papa nichts ſagen. — Karl Anton.‘

Die Depeſche war Baroneſſe Veldt adreſſiert, womit wohl Ceſſy gemeint war. Aber Marie unterſchlug ſie. Es mußte Ria angenehmer ſein, wenn Ceſſy den Inhalt nicht erfuhr. Aber die Nachricht beunruhigte ſie: Was wollte Karl Anton? Und nun gerade morgen zum Verlobungsfeſt, wo auch Maggie und Adda kamen!

Arme Ria, was ſtand ihr bevor?

Das Leid der Schweſter half ihr über das eigene hinweg.

Marie bewunderte im ſtillen Ceſſy. Was war ſie in dem Trauerjahr für eine Hausfrau geworden! Früher, als der große Train noch geherrſcht hatte, hatte ſich niemand recht um den Haushalt gekümmert. Haushofmeiſter, Kammerdiener, Haushälterin, Koch, alle waren perfekt geweſen, es war alles tadellos gegangen, und niemand hatte gefragt, was alles koſtete. Im Stall und Park war es dasſelbe geweſen. Jetzt war die Dienerſchaft auf ein Drittel beſchränkt worden. Aber Ceſſy hielt alles unter ihrem Blick. Man merkte kaum einen Unterſchied gegen früher. Sie leitete den Haushalt ſo tadellos, daß der Vater niemals die veränderten Verhältniſſe ſchmerzlich empfand. Marie machte ihr ein Kompliment darüber.

„Es war mir ſehr geſund, ſchon jetzt rechnen zu

lernen," erwiderte Ceſſy, „denn ich werde doch immer rechnen müſſen."

„Aber nun habt ihr doch anſtändig zu leben."

„Ja, und Rainer hat ſich in eine kleine Garniſon verſetzen laſſen; du weißt ja, wie ich denke: ‚Lieber der erſte in Gallien, als der zweite in Rom.' In einer kleinen Garniſon ſind wir dann womöglich die Krösuſſe."

„Nimmſt du dein Pferd mit?"

„Nein, es iſt für Rainer zu klein, um vor dem Zuge zu gehen."

„Aber für dich doch nicht!"

Ceſſys Augen wichen aus. Marie begriff. Die traditionellen drei Söhne, die die Veldtſchen Töchter in den erſten drei Jahren bekamen, fielen ihr ein.

„Ceſſy, ich werde niemals ſolche Hausfrau wie du werden," ſeufzte ſie kleinlaut.

„Dann verlieb dich ja nicht in einen armen Leutnant!"

Marie ſenkte die Augen. Davor war ſie nun ſicher.

Der Diener brachte ein Telegramm. Dete ſagte ſich mit Konſtantin aus Kurland zum Geburtstag des Vaters an. — Dete. Sie war den Schweſtern fremd geworden. Seit ihrer Heirat hatten ſie ſie nur tageweiſe wiedergeſehen. Kaiſerlings waren von Stockholm nach Tokio verſetzt worden, und dieſen Sommer verlebten ſie wieder in Kurland. Er war ihnen immer ein Fremder geblieben, der ſchwarze Botſchaftsrat mit dem ſchnarrenden R, der keinen Sinn für das Landleben hatte, der die Lieblichkeit des Odenwaldes nicht

ſah, die Dienerſchaft wie Leibeigene behandelte, immer lächelte, immer à quatre épingles, nie ohne Kammerdiener reiſte. Er war ſtets höflich und liebenswürdig, aber trotzdem wurden die Schweſtern bei ihm das Gefühl nicht los: er verbirgt hinter der diplomatiſchen Larve eine Raubtiernatur. Doch Dete hatte nie geklagt ... Sie hatte ihn ja auch aus Ehrgeiz genommen, aus kühler Berechnung. Das wußten ſie alle. Sie half ihm glänzend in der Karriere, ſie war ſicher, daß er einen Botſchafterpoſten bekam. Klagen — nein, klagen würde Dete nie. Niemals würde ſie zeigen, daß ſie ſich zu ihren Ungunſten verrechnet hatte.

Ceſſy überſchlug in Gedanken ihr Menü. Nun, Kaiſerling ſollte den Niedergang des Hauſes nicht merken, denn alle waren überzeugt, daß Dete ihrem Gatten nie ein Wort davon mitgeteilt hatte. Er war zu ſeiner Hochzeit vor ſechs Jahren das letzte Mal in Veldt geweſen, es waren acht ruſſiſche Verwandte gekommen, mit Diademen und rieſengroßen Steinen. Sie wollten der kleinen Baroneſſe imponieren, die die Ehre hatte, in ihre Familie zu heiraten, zwiſchen die Uruſoffs, Woronzows, Medjierskys und wie ſie alle hießen ...

Aber die Haltung der Gräfin und ihre ſechs Reihen Perlen hatten ſie beſcheidener werden laſſen, und als Ria mit dem Freudenloheſchen Schmuck in ihrer ſieghaften Schönheit erſchien, war der ganze Hochmut verflogen. Die Braut trug das Diadem, das ſie als Morgengabe erhalten hatte, mit ſolch ſelbſtverſtändlicher Sicherheit, als könne es gar nicht anders ſein.

Eine der Ruſſinnen meinte: ‚grande Dame ſein lernt ſich nicht, das muß angeboren ſein‘; und ſtillſchweigend wieſen die Uruſoffs, Woronzows, Medjierskys der deutſchen Baroneſſe einen Platz unter den Ihren an. Auf der ganzen Linie hatte Dete geſiegt ... Ceſſy dachte an die eigene Hochzeit, die ſie nun allein arrangierte, ohne den Vater mit Fragen zu beläſtigen. Wie ſie die Weine ſortierte, den Speiſezettel zuſammenſetzte, die Züge aufſchrieb, mit denen die Verwandten kamen — nicht im Salonwagen, wie die Ruſſen, ſondern beſcheiden zweiter Klaſſe; ſelbſt die Fahrten zur Station mußten überlegt eingeteilt werden, jetzt, wo nur noch zwei Kutſcher auf dem Hofe waren.

Bei Detes Hochzeit hatten die Viererzüge am Bahnhof geſtanden, die Livreen der Diener — man hatte damals neun neu eingekleidet — waren noch vorhanden, und den einfachen Märkern würden die Augen über die Veldtſche Herrlichkeit übergehen.

Niemand hatte bei Detes eleganter Hochzeit geahnt, daß der Graf ſchon in ſein Vermögen eine große Breſche geriſſen hatte, um den Ruſſen zu imponieren. Ein kleines Vermögen hatte ihn die Eitelkeit gekoſtet ...

Zweites Kapitel

Am nächſten Morgen ging Marie in den Stall. Vierzehn leere Boxen ſtarrten ihr entgegen. Es waren nur noch zwei Paar Wagenpferde da und Ceſſys kleine

Vollblutſtute. Sie ließ die Schimmeljucker vor den leichten Sandſchneider ſpannen und fuhr ohne Kutſcher zur Bahn, um ihren Schwager abzuholen. Mit klopfendem Herzen ſtand ſie am Bahnſteig. Ein Gefühl von Haß und Groll ſtieg in ihr auf, als Freudenlohe ihr in nonchalanter und ein wenig krummer Haltung entgegenkam. Er war gealtert und kahl geworden; hübſch war er nie geweſen, aber immer mit dem Cachet des vornehmen Mannes, das ſich nicht nachahmen ließ, das ſchon in der Wiege lag: die alte Raſſe, die kein amerikaniſcher Milliardär kaufen konnte, ebenſowenig wie ein Parvenü den Gang, die Haltung des Freudenlohe nachzuahmen imſtande war, die natürliche Läſſigkeit des Ariſtokraten, die bei ihm lächerlich wirken würde. Karl Anton war nach der neueſten Wiener Mode gekleidet. Seine Augen ſchienen wie immer verſchlafen, ſchwere Lider bedeckten ſie. Aber als er auf Marie zukam mit dem gewinnenden, ein wenig müden Lächeln, war er wieder der Mann, der immer noch einen undefinierbaren Charme für Frauenherzen hatte. Und als er ſagte: „O, o, meine kleine Schwägerin holt mich ab, ſchau, ich wußte nicht, daß la dame d'honneur de son Altesse anweſend wäre," hatte ſie all ihren Groll vergeſſen. Karl Anton war einer von denen, die in Geſellſchaft ungezogen ſein konnten, manierlos, frech, die die gewagteſten Sachen ſagen konnten und denen jedermann es gern verzieh.

Marie aber ſah hinter dem Lächeln eine nervöſe Unruhe, eine gewiſſe Angſt. Krumm ſaß er neben ihr

auf dem Bock, unter den er die Handtasche geschoben hatte.

„Ist das dein ganzes Gepäck?"

„Ja," sagte er unsicher, „ich bleibe nicht lange."

„Hast du einen Frack mit?"

„Frack? Bewahre. Wozu denn?"

„Es ist heute Cessys Verlobungsdiner, und die ganze Nachbarschaft kommt."

Er wäre ihr vor Schreck beinahe in die Zügel gefallen.

Marie parierte zum Schritt durch. „Karl Anton," begann sie leise, „es weiß außer mir niemand, daß du kommst, weder Cessy, noch Papa, noch Ria ... Ich allein weiß auch, warum du kommst ..."

Er sah alt aus, fahl und verlebt, und doch war etwas in seinem Ausdruck, das Marie jammerte. „Und dein Vater?" fragte er.

„Papa ist krank, da hat Ria ihm nichts sagen wollen, und Cessy ist Braut ..."

Er faßte ihre Hand. „Danke, Bébé!"

Es klang seltsam tief und warm aus diesem Munde, der immer zu einem zynischen Witz bereit war. „Ich möchte Ria dann lieber allein sprechen."

„Ich werde dich in die Fasanerie fahren und dir Ria schicken."

Er nickte dankbar. „Wirst du mich dann wieder zur Bahn fahren?"

„Ich werde sehen. Um ein Uhr kommt Rainer, so hättest du eine knappe Stunde für Ria ..."

In ſeinem Geſicht zuckte es: Eine knappe Stunde. Marie dachte: ‚Was ſagte Ria? Ich warte, ob das Schickſal eingreift.‘ — War dies die Stunde des Schickſals?

Sie hielt, er ſtieg aus, ſie reichte ihm wortlos die Taſche. Im ſchlanken Trabe fuhr ſie direkt zum Stall zurück. Sie befahl, die Pferde trocken zu fahren und angeſpannt zu laſſen. Dann ſuchte ſie Ria auf. „Kommſt du mit in die Faſanerie?“

Langſam ſchritten die Schweſtern ... Maries Pulſe flogen. Sollte ſie Ria etwas ſagen? Sie brachte es nicht über die Lippen, eine inſtinktive Scheu verhinderte ſie zu ſprechen. In der Faſanerie war ein altes Denkmal, geſtiftet von drei Majoratsfrauen, die zu gleicher Zeit gelebt hatten. Der Platz hieß der Dreifrauenſtein. Dort wartete Karl Anton. Ria entdeckte ihn plötzlich. Sie griff nach Maries Arm.

„Warum haſt du mir das nicht geſagt? O, ich wollte ihn doch nicht ſehen.“

Da kam Karl Anton auf ſie zu, ſehr, ſehr langſam, die Blicke ein wenig angſtvoll auf ſeine Frau geheftet.

Die war weiß bis in die Lippen.

„Ria, ich möchte dich ſprechen.“

Sie krampfte ſich an der Schweſter feſt. „Bleib bei mir.“ Marie erſchrak tödlich. In Rias Blick war Angſt, namenloſe Angſt. In dem Blick der ſtolzen, furchtloſen Ria. Wovor? Sie verſtand es nicht, und das verſchärfte ihr Entſetzen. Er ſah ſeine Frau an: „Ich möchte dich allein ſprechen, Ria!“

Seine Stimme klang bittend und doch eindringlich. Da machte sich Marie frei und lief fort. Ihre Kniee zitterten. Ria hatte Angst! Angst! Durch ihr Hirn raste es: ‚Das ist nicht ohne Grund, denn ich kenne Ria, die fürchtete nichts, weder Tod noch Krankheit, noch Gefahr ...‘

⊕ ⊕ ⊕

Cessy begegnete ihr auf dem Wege zum Stall. Vom Schloßturm her klang die Mittagsstunde herüber.

„Marie, ich wollte dich bitten, Rainer abzuholen. Ich habe noch so viel zu tun, er kommt ein Uhr zehn Minuten. Wir essen um dreiviertel zwei.“ Wie ruhig Cessy den Bräutigam empfing, ja sie schickte ihre Schwester zur Bahn, ihn abzuholen. Mit bebenden Händen nahm Marie Peitsche und Zügel und fuhr zum Ausgangstor der Fasanerie. Ihr fiel ein, daß die beiden an der Mordeiche vorbeikommen mußten, die ihren Namen daher erhalten hatte, daß ein Mann einst seine Frau darunter erschlagen hatte. Sie sah den Weg entlang, die Angst schnürte ihr die Kehle zusammen. Fast hätte sie vor Erleichterung aufgeschrieen, als sie die beiden kommen sah.

Karl Anton in seiner nachlässigen Haltung erschien viel kleiner als Ria. Sie suchte der Schwester Blick. Es war, als hingen Rias Arme seltsam müde herunter, als habe sie keinen Mut, aufzusehen. Aber Karl Anton hatte sein gewinnendes, selbstsicheres Lächeln wieder. Er nahm Rias Hand, zog sie hoch bis zum Mund herauf, ohne sich zu verbeugen, und sah ihr in die Augen.

„A rivederci, ma chère, bleib, ſolange du willſt, bei deinem Vater ...“

Ria antwortete nicht, ſie ſah geſchlagen aus, hilflos; der königliche Stolz war gebrochen, die Augen hatten etwas troſtlos Leeres im Ausdruck.

Er beſtieg den Wagen. „Vorwärts, Bébé, es iſt Zeit.“

Sie ſprachen nicht, jeder war zu ſehr mit ſeinen Gedanken beſchäftigt. Kurz vor dem Bahnhof wandte er ſich an Marie: „Willſt du heuer die Jagden bei uns reiten in Ungarn?“

Sie ſah ihn ſprachlos erſtaunt an.

„Ja, bei u n s, Bébé,“ wiederholte er, das ‚uns‘ betonend.

„Gern,“ erwiderte ſie verwirrt. Schweigend fuhren ſie bis zur Station.

„Dein Zug geht erſt ſpäter, Karl Anton. Bitte, verſtecke dich, damit Rainer dich nicht ſieht.“

„Ich hatte noch nicht die Ehre, den neuen Herrn Schwager kennen zu lernen,“ kam es läſſig heraus.

Das Blut kochte in ihr auf. Sie wandte ſich ihm mit blitzenden Augen zu. „Rainer iſt ein ſehr anſtändiger Mann aus guter Familie, dafür, daß er nicht ſo reich iſt wie du, kann er nichts. Wir alle ſind ſtolz, daß er Ceſſy heiratet, und überzeugt, daß er ſie glücklich machen wird.“

Freudenlohe blinzelte amüſiert bei ihrer feurigen Verteidigung. „Du meinteſt damit: tout comme chez nous, nicht wahr? Danke ſehr, liebe Schwägerin.“

Er nahm ihre Hand, drehte ſie herum und küßte das Loch, das der dicke Fahrhandſchuh freiließ: „Au revoir, ma belle.“ Da brauſte der Zug heran.

Aus der zweiten Klaſſe ſprang ein kleiner, blonder Herr, feſt, drahtig, geſund, verbrannt. Er trug die Helmſchachtel ſelbſt, war in einen leichten, dunkelblauen Bummelanzug gekleidet. Mit einem offenen, frohen Geſicht kam er Marie entgegen. Sie ſtreckte ihm die Hand vom Bock herunter: „Ich muß um Verzeihung bitten, daß nur ich dich abhole, aber Ceſſy hatte noch zu tun. Ich bin ſo froh, hier zu ſein, um euch endlich glücklich zu ſehen. Du kannſt dir nicht denken, wie mich die Nachricht freute.“

Ganz von ſelbſt war ihr das ‚Du‘ gekommen. Ein froher Strahl in ſeinen Augen dankte ihr dafür, und als er neben ihr ſaß, fühlte ſie: ‚Hier iſt mein Bruder.‘ Ein gutes, warmes Gefühl, wie ſie es noch keinem Manne gegenüber empfunden hatte. Ihre andern Schwäger, die waren für ſie nur die Männer ihrer Schweſtern. So dunkel verbrannt war Rainer, ſo blond und kernig, und die Augen ſo klar und blau, daß man ihnen unbedingt trauen mußte.

Die alte, zähe Raſſe ſprach aus dem Geſicht. Was bei Freudenlohe degeneriert war, war hier zum Guten gereift. Beide hatten ihre zweiunddreißig Ahnen, aber dieſe Ahnen waren verſchieden. Bei Freudenlohe waren es Magnaten aus dem öſterreichiſchen Hochadel, klingende Namen aus Habsburgs Geſchichte, große Herren, die ſeit Jahrhunderten üppiger lebten als deutſche

Souveräne. Sie hatten es nicht nötig, zu arbeiten und zu dienen, sie konnten sich jeden Luxus leisten, jeder Passion die Zügel schießen lassen, denn sie hatten Geld, zuviel Geld. Das hatte die einstige Kraft gebrochen, es gab in ihrem Leben nicht das harte Muß, das die Männer stählt. Sie ritten wohl im Kriege eine glänzende Attacke, weil das ritterliche Gefühl noch in ihnen war, aber sie nahmen dazu einen leichten Sitz an, als wollten sie sagen: ‚auch ein Sport ...' Aber zu Rekrutenoffizieren waren sie ebensowenig tauglich wie zu Landwirten. Wozu die Mühe? Sie hatten es gar nicht nötig. Dabei blieb ihnen aber die gewinnende Selbstsicherheit, das elegante Auftreten, das chevalereske Benehmen; das machte ihnen höchstens der alte französische Adel nach ... Rahnstedts Ahnen hatten zäh auf sandiger Scholle seit Hunderten von Jahren gesessen, schlicht und konservativ, wie ihre Bauern, mit denen sie gute und böse Jahre teilten, hatten strenge Urteile über Junker-, Frauen- und Offiziersehre. Treu standen sie zu ihrem König, und ihre Söhne waren das Rückgrat seiner Armee. Sie dienten nicht ums Geld, sie dienten ihrem Herrn, weil sie es nicht anders kannten; pflichttreu im Krieg wie im Frieden. Reichtum erwarb ihnen der märkische Sand nicht, mit dem sie wie Adam rangen: im Schweiße ihres Angesichts. Aber sie ließen ihre Söhne nie eine einkömmlichere Laufbahn einschlagen, das gab es nicht. Der Besitz — dem Ältesten, die andern — Offiziere. Sie saßen auch auf zur Attacke, aber die schwere, märkische Faust lag

am Sattelknopf, mit zuſammengebiſſenen Zähnen und klaren Augen ging es in den Feind: ‚Mit Gott für König und Vaterland ...‘ Die, die da ſagten, daß der Adel heutigentags eine überlebte Sache ſei, die vergaßen der großen Kriege unſrer Zeit. Und wenn er zwanzig Jahre alt war, der Junker da vorn, auf ſeinem kleinen, krummen Vollblutſchinder, er ging ſeinem Zuge mit gutem Beiſpiel voran, er ſetzte ſein Letztes ein für ſeines Königs Ehre ... Und wenn ſie auch gerade keine Gelehrten waren, ſo beſaßen ſie doch rechtliches Denken und Mut, weil es die Begriffe waren, die von Jugend an eingeimpft wurden, die ſich vererbten vom Vater auf den Sohn, vom Sohn auf den Enkel. Es war kein großer Unterſchied zwiſchen den jungen Leuten, aber die Maſſe tat es. Gleiches Denken auf jeder Scholle.

Marie empfand es, als ſie ſich des Unterſchiedes der Schwäger klar wurde, und darum liebte ſie den neuen wie ihren Bruder. Nein, den würde ſie auch nicht fragen, ob er die Jahre treu geblieben. Sie verſtand Ceſſys vertrauende Liebe. Ja, es erwartete die Schweſter ein ruhiges Glück. Sie hatte ſich darüber gewundert, daß es Ceſſy ſo gar nicht ſchwer fiel, aus all der Grandeur Veldts in eine kleine Leutnantswohnung zu ziehen; nun begriff ſie. Ceſſy hatte einen tiefen Einblick getan in den finanziellen Zuſammenbruch des Vaters, in die Unordnung der Bücher. Ihr war das beſcheidene, ſichere Los lieber, als das glänzende Theater in Veldt, wo die Kuliſſen morſch geworden.

Das Schloß tauchte auf. Es war ein altes Kaſtell, das ein breiter Wallgraben umgab, mit vielen verſchiedenen Dächern, Giebeln, Fronten. Verwittert, bewachſen. Stolz und ſchroff lag es auf einem Plateau, hoch über dem Dorf, nur die Kirche ſtand noch höher. Auf der andern Seite war der Park mit ſeinen breiten Wegen und großen Wieſenflächen. Nichts war kleinlich in Veldt.

Die Zugbrücke donnerte.

„Wir ſind nun zu Hauſe," ſagte Marie.

Das tat ihm unbewußt wohl, denn ſie ſagte es, als wäre es von jetzt ab auch ſeine Heimat. Er dachte der andern Freier: zwei Grafen, ein Prinz, ein Fürſt hatten um die Töchter des Hauſes geworben, und nun kam er: der beſcheidene, arme Leutnant. Sein Stolz bäumte ſich dagegen auf, daß man ihn über die Schulter anſehen würde, er hatte ſich vor dem heutigen Tage gefürchtet, denn ſelbſt Ceſſys Liebe konnte ihm nicht über den Veldtſchen Hochmut hinweghelfen. Als er hörte, daß heute kein Schwager käme, atmete er auf; der Fürſt, der Prinz, der Geſandte, der Gardedukorps hatten wie ein Alp auf ihm gelaſtet. Nur die Schweſtern kamen, der Gedanke an die ſchöne Fürſtin war ihm ſchon peinlich genug. Aber die Kleine hatte geſagt ‚zu Hauſe'. Da wurde ihm leicht.

Ceſſy erwartete den Wagen im alten ſteinernen Portal zwiſchen den zwei Löwen. Ein freudiges Rot flog über ihre Wangen, ſchlank und zierlich mit dem feinen Blondhaar ſtand ſie im weißen Mullkleid mit Roſen am Gürtel.

Mit einem Satz war er herunter, und ungeachtet der Dienerschaft und der Fürstin riß er sie in seine Arme. Marie wurde blaß, sie sah Ria an. Die war fahl. Der Schwestern Blicke kreuzten sich, und sie lächelten wehmütig über soviel Liebe. Ria schritt auf den Bräutigam zu. „Willkommen im alten Veldt," sagte sie herzlich, „ich empfange dich an Papas Stelle. Er ist leidend und darf sein Zimmer nicht verlassen. Bist du das erste Mal in Veldt?'

Seine Antwort war ein wenig verwirrt. ‚Dies also war die berühmte, hochmütige Fürstin, diese bleiche Frau mit den sanften, verschleierten Augen?'

Marie warf die Zügel dem Diener hin. „Komm, Ria, ich bitte dich." Und als sie mit ihr allein war: „Sage mir, sage mir, warum hattest du Angst? Ich sah es in deinem Blick ... und habe eine Stunde sinnloser Furcht durchgemacht. Ria ... sag mir, wovor fürchtest du dich?"

Es war, als würde Ria zu Stein. Sie hielt die Hand flach auf das Gesicht; ihre Brust hob und senkte sich.

„Ria, tut er dir etwas?" stammelte Marie.

Da wandte Ria den Kopf voll unsäglichem Stolz zu ihr. „Er mir? Du glaubst, ich hätte Angst vor ihm?"

„Vor wem denn sonst?"

Die Zähne gruben sich so tief in ihre Unterlippe, daß sie weiß wurde. „Nein, ich fürcht' mich nur vor einem Menschen, und der heißt: Ria Veldt — vor Ria Veldts Schwäche."

„Du, Ria, ſchwach? Ich kenne niemand, der ſich ſo beherrſchen kann, wie du dich ... Ria, du biſt für mich der Inbegriff von ſtark ..."

„Und bin doch jammervoll ſchwach." Die Arme fielen herunter, als wäre ihre Laſt zu ſchwer. „Elend ſchwach. Siehſt du, ich bin vor ihm hierher geflohen, um die Scheidung zu erkämpfen, um ihn nicht zu ſehen, weil ich wußte ... weil ich wußte ..." Sie ſchien nicht weiter ſprechen zu können.

Marie ſaß zuſammengekauert da mit verzerrtem Geſicht ... „Was denn, was?" drängte ſie.

„Ich wußte, daß ich ſchwach werden muß, wenn er bitten würde, ſo, wie er bitten kann, daß er den alten Zauber wieder auf mich ausüben würde, daß er die trügeriſche Hoffnung neu entfachen würde, daß alles noch in Ordnung kommen könne. Ich mußte ſchwach werden, wie immer wieder. Und ſo kam es auch. Ich hab' ihm geſagt, daß ich bei ihm bliebe, der Kinder wegen, des Skandals und Vaters wegen, und nun muß ich die Feſſel weiter ſchleppen. Die unwürdige Kette ... und weiß, daß er es nicht wert iſt, daß ich daran zugrunde gehe, daß es mein langſamer ſeeliſcher Tod iſt ... Und meine Buben? Werde ich die halten können? Iſt das Blut des Vaters nicht ſtärker, der furchtbare, der gewiſſenloſe Leichtſinn? Sie haben alle drei ſeinen Charme ... muß ich alt werden, um an meinen Kindern zu erleben, daß ſie werden wie ihr Vater? ... Ohne Stolz, ohne Selbſtachtung ... Geh, Kind, geh!"

Da ließ Marie die Schweſter allein, ſie war ſchuldbewußt. Hatte ſie ein Recht gehabt, in Rias Schickſal einzugreifen?

⊕ ⊕ ⊕

Der Gong ertönte, ſie mußte zum Eſſen hinunter. Als ſie in den großen Salon trat, ſtand Ria ſchon dort, in königlicher Haltung, ſprechend, lächelnd, als habe nie ein trauriger Gedanke hinter dieſer ſchönen, klaren Stirn geſtanden. Wie ſie der Mutter mehr und mehr glich ...

Dieſe Bemerkung machte Marie nach dem Eſſen zu dem Brautpaar, als Ria zum Vater gegangen war, um Rainer anzumelden.

„Ria iſt ein vollkommener Menſch, ſie iſt ſchön, ohne Fehler, klug und gut von Charakter, ſie iſt wie Mama."

„Nein," widerſprach Ceſſy, „es iſt ein Unterſchied. Ria hat über alles ein Urteil, aber auch über das, wofür Mama nur ein vergebendes Lächeln hatte. Sie fühlt ſich von ihrer untadeligen Höhe herab ſo ſicher, daß ſie auch über alles urteilen kann."

‚Sprich nur, ſprich,' dachte Marie, ‚du haſt die Angſt in ihren Augen nicht geſehen ...'

⊕ ⊕ ⊕

Der alte Graf lag auf einem Sofa, als er Rainer empfing. Er war weich, viel weicher als früher. „Mein Lieber, du holſt mir das beſte Pferd aus dem Stall, ſei gut zu meiner braven, kleinen Ceſſy. Es iſt ein alter und kranker Mann, der dich darum bittet ..." Das alſo war der hochmütige Graf, der Mann, deſſen

herablaſſendes Lächeln ihn bei ſeinen Standesgenoſſen verhaßt gemacht hatte, weil ſie ſeine Überlegenheit empfanden, der Grandſeigneur, der über ſeine Verhältniſſe gelebt hatte, der galante Kavalier, deſſen Stückchen als Korpsſtudent noch heute in Bonn erzählt wurden?

‚So urteilt die Welt,‘ dachte der blonde, einfache Junker, der mit ſeinem Maß Menſchen und Dinge beurteilte, und dem Komödie ſo wenig wie Diplomatie einleuchteten, der nur mit klaren, geraden Augen ſah. Dann würde er auch noch den Schwägern und Schweſtern ſtandhalten — wenn an allen weiter nichts wäre! ...

Drittes Kapitel

Marie kam nicht dazu, den eigenen ſchweren Gedanken nachzuhängen. Das Familienleben riß ſie mit fort, der leichte Gedankenaustauſch, das natürliche Sichverſtehen. —

Ja, mit ehrlich jubelndem Hurra empfingen die Schweſtern, auf den beiden ſteinernen Löwen ſtehend, den Wagen, der Maggie und Adda brachte. Endlich waren ſie einmal wieder im alten, lieben Veldt verſammelt, alle ſechs!

Die beiden ſtiegen aus, beide groß und hellbraun, und doch ſo verſchieden. Adda glich Marie am meiſten, Maggie hatte ihr eigenes Geſicht.

„Adda, du bist dick geworden," war der fröhliche Empfang.

„Ach, Kinder, laßt mich," sagte diese gemütlich. „Ich bin nun dreißig und habe drei Söhne. Karl legt auch aus, da werde ich es mir doch auch erlauben können. Außerdem ist es ja nicht so arg."

Nein, das war es auch nicht, jedenfalls sah sie blühend aus, das Gesicht blutjung und frisch, und die Gestalt, trotz einiger Fülle, in gesundem Ebenmaß. Die berühmte Veldtsche Figur blieb. Nur neben Maggie fiel es auf, denn die war mager, blaß und passée, trotzdem sie nur ein Jahr älter war. ‚Die Schwester mit den fünf Buben,' wurde sie dem verwirrten Bräutigam vorgestellt, dem die Lebhaftigkeit, die nun zum Durchbruch kam, die Sinne benahm. Das war ein Necken, ein Spaßen, ein Stimmengewirr und ein Durcheinander.

In Rias Augen war ein warmer Glanz. Nun waren sie alle wieder in Veldt vereint, und wenn es auch nur eine Gnadenfrist war, sie wollten es noch genießen.

Sie saßen um den Teetisch und plauderten. Am Abend kamen die Nachbarn, dann war es nicht mehr gemütlich.

Ein wenig bedrückt saß der Bräutigam zwischen ihnen. Er war gar nicht Hauptperson, sondern ganz Nebensache. Die Schwestern sprachen von den eigenen Interessen; sie fragten nach Gatten und Kindern, gratulierten Ria zum Derbysieger, erkundigten sich bei Adda nach den neuen Zuchtversuchen Bärensteins; es

ſchwirrten Rainer die Namen des hohen Adels um die Ohren, und Ceſſy war ganz anders wie gewöhnlich. Er kam ſich recht überflüſſig vor. —

⊕ ⊕ ⊕

Der Graf erwartete mit ſeinen Töchtern die Gäſte. Jetzt wechſelten die Rollen. Das Brautpaar wurde vorgeſchoben.

„Kinder, ihr ſeid jetzt die Hauptperſonen, wir wiſſen es noch genau wie es war, als die Gegend kam, unſern Bräutigam zu muſtern.“

„Und,“ warf Adda lachend dazwiſchen, „wie Karl Anton unbeſchreiblich frech war.“

Rias Antlitz zuckte nicht, ſie lachte ſogar bei der Bemerkung der Schweſter, nur Marie ſah, daß es gelerntes Lachen war.

Die Wagen rollten. Es war ein hübſches Bild, der alte Graf, der ſich ſteif aufrichtete, um den Gäſten nicht die Genugtuung zu geben, ihn zu bemitleiden; um ihn herum die großen, ſchönen Töchter, und vorn die blonde, zierliche Braut und der ſchmucke Ulanenoffizier. Die Dienerſchaft in Eskarpins und Treſſen riß die Türen auf.

Seit dem Begräbnis der Gräfin war die Nachbarſchaft nicht mehr in Veldt geweſen, aber der Klatſch war eifrig gewandert, man ſprach von Brotſuppe und einem Diener. Und nun ſtanden hier fünf galonierte Lakaien: es war ihnen ja nicht aufs Geſicht geſchrieben, daß ſie für gewöhnlich nur Gärtner und Kutſcher waren. Und Veldt wirkte wieder einſchüchternd. Rias Schmuck

blendete, und ebenso Addas Toilette, und Marie, die das bewußte Ballkleid von Worth trug. Sie sahen den Neid und die Neugierde auf den Gesichtern, die Enttäuschung, daß alles so geblieben war wie früher.

Der Graf nahm alle Kraft zusammen, um der glänzende, liebenswürdige Wirt zu sein. Er hieß in einer Rede auf den Bräutigam Rainer diesen so herzlich in der Familie willkommen, daß dieser gerührt war. Er hatte die früheren Reden nicht gehört, in denen der Graf durchblicken ließ, daß seine Töchter fast zu gut gewesen für die Freier, die es sich zur Ehre anrechnen konnten, sie zu erhalten. Heute aber wollte er nicht hochmütig erscheinen, sondern versöhnen.

Seine Absicht gelang nicht vollkommen. Die Nachbarschaft sagte beim Heimfahren: „Er spielt jetzt billig, habt ihr gehört, wie er dem Leutnant schön tat, glückselig noch einen gefangen zu haben nach dem Bankrott, und saht ihr die Jüngste? Die glaubte in Berlin noch, es nicht unter einem Prinzen zu tun, dann wäre ein Graf schon recht gewesen, und schließlich ist's gar keiner. Selbst als Hofdame hat sie keinen Adjutanten gekriegt. Große Rosinen und keinen gebogenen Heller! Blaß war sie auch, und ein Kleid — na — der Erbe kann sich auf die Schulden freuen!" —

Es war eine allgemeine müde Ernüchterung eingetreten, nachdem die Gäste fort waren. Der Graf sank in sich zusammen, Ria sah abgespannt aus, Marie heuchelte Kopfweh, um sich nicht mehr an der Unter-

haltung beteiligen zu brauchen. Nur das Brautpaar war frisch. Adda gähnte schon die ganze Zeit.

„Kinder, noch eine Zigarette, ich fall' sonst tot um."

„Du hast den ganzen Abend wie ein Schornstein geraucht," sagte Maggie.

„Ach, laß mich doch, es tut ja nichts."

„Emil sagt, man ruiniert sich damit total die Nerven und den Magen ..."

„Gehen wir schlafen," sagte Marie schnell. Sie wußte, daß nun endlose Tiraden über Emil kommen würden, diesen semmelblonden, namenlos langweiligen Schwager, der immer nur allbekannte Sachen sagte. Ihr Blick traf Rias Augen: ‚Welch gräßlicher Abend — wir waren ihnen allen nur Theater, ich habe kein warmes Mitempfinden an Cessys Glück gesehen ...'

Nun kamen wundervolle Tage. Der Spätsommer war unbeschreiblich schön, und die Schwestern genossen die Herrlichkeit und den Frieden in Veldt. Es war, als wären sie alle wieder junge Mädchen, wie vor vielen Jahren, sorglos und heiter in der schönen Heimat. Die eigenartige Luft, welche in Veldt wehte, umgab sie wieder. Da gab es keinen Klatsch, keine kleinlichen Gespräche, Geld und materielle Sachen wurden nicht erwähnt. Leben und leben lassen war des Hauses Devise.

Abends saßen sie alle handarbeitend in des Grafen Wohnzimmer um den runden Tisch mit der großen Lampe. Adda allein saß untätig im bequemsten Stuhl und rauchte.

„Soll ich dir eine Stickerei bringen?" fragte Cessy.

„Ach, laß mich doch, ich bin ganz glücklich so."

Maggie ereiferte sich: „Natürlich, davon wirst du dick, du tust ja den ganzen Tag nichts. Emil meint . . ."

Cessy sah auf. „Weißt du, Maggie, es ist uns schließlich egal, was Emil meint. Es ist ja ganz schön, daß du so viel davon hältst, aber wir brauchen nicht nach Emils Ansichten zu leben."

Maggie wollte sich rechtfertigen.

„Ihr habt eben alle komische Ansichten. Ich sehe in Potsdam recht, wie falsch die sind. Emil meint, ihr wäret alle so erzogen, als gäbe es nur euch auf der Welt . . ."

„Danke," rief der ganze Chor lachend.

„Aber wie ist man denn in Potsdam erzogen?"

Marie sprang auf. „Das will ich euch schildern, denn Maggie sagt doch nur, was Emil meint. — Da ist einer wie der andre. Will mal einer ein andres Gesicht haben, gleich heißt es: ‚Halt, das schickt sich nicht!' Alles ist gleichmäßig. Alle Kleider der Damen sind vom selben Typ."

„Halt," rief Adda lachend, „alle so wie Maggies Kleid momentan?"

„Ja," rief Marie, Maggie die Hand vor den Mund haltend.

„Hast du noch viele solche, von der Jungfer gemachte?"

Maggie fuhr auf: „Woher willst du denn wissen, daß sie von der Jungfer gemacht sind?"

„Sieht man, sieht man," rief es im Kreise ... Marie kam wieder zu Wort: „Also, alle Kleider sind egal, alle Wagen, ja selbst alle Kinderwagen. Das Regiment vermehrt sich jährlich um zwei bis siebzehn Kinder. Der Doktor ist für alle derselbe, der Schlächter ist derselbe, der Bäcker ist derselbe. Wagt eine Dame zu sagen: der Fleischer ist schlecht, heißt es: ‚Man nimmt von ihm,' — dann gibt es keinen Ausweg. Alles ist gleichmäßig, selbst die Diners. Niemand sagt etwas Falsches, etwas Unkorrektes, etwas Neues. Hoch lebe die Insel der Korrekten!"

Maggie war wütend. „Das ist eine tolle Übertreibung, wir sind eben keine Parvenüs!"

Ria wollte besänftigen: „Maggie, ärgere dich nicht, du siehst doch, daß Marie absichtlich übertreibt, wir wissen doch alle, daß es nicht wahr ist ..."

Aber Maggie war nun einmal aufgebracht und verteidigte ihr Regiment wie eine Löwin ihr Junges. „Es ist ein strenger Korpsgeist, und der bewirkt, sagt Emil —"

Da wurde sie übertönt: „Und was sagst du, Maggie, sprich doch mal aus, was du denkst ..."

„Ich denke nur, sagt Emil ..."

Da war ein schallendes Gelächter am Tisch: „Du denkst nur noch — Emil, wir wissen es ja schon!"

Beleidigt schwieg Maggie. Wieder war Ria die Einlenkende. Sie fragte Maggie nach ihrem kleinsten Sohn, und Maggies Gesicht strahlte, als sie zu berichten begann: „Als Diether-Denies seine ersten Zähne bekam, war er auch elend, bei Johann-Albrecht traten gleich-

zeitig rote Flecken auf, bei Franz-Eberhard merkte ich es gar nicht."

„Und bei Hug-Dietrich?" fragte Marie, und der Schalk lachte ihr aus den Augen.

„Meinst du Wolf-Dietrich?"

„Na weißt du, wie deine Jungens heißen, kann sich kein Mensch merken. Es ist ein Segen, daß nicht noch Nummer sechs und sieben erschienen sind, dann hättet ihr sie Wulfibald und Adelpetz getauft. Warum kürzt ihr die Kindernamen nicht einfach ab, zum Beispiel: D. D., F. E., J. A., W. D. und so weiter! Bei uns aber sage bloß Nummer eins, Nummer zwei und so fort. Wie seid ihr nur auf die verteufelten Namen verfallen?"

Maggie weinte fast. „Emil sagte mir, er hätte unter seinem häßlichen Vornamen gelitten und sich geschworen, wenn er Kinder hätte, denen nicht das gleiche anzutun."

„Na, den Schwur hat er gehalten!" rief Adda, „und du hast ihm ja auch alle Gelegenheit dazu gegeben."

Arme Maggie! Emils Ansichten, mit denen sie gemeint, jeden Feind aus dem Feld zu schlagen, wirkten nicht in Veldt. Sie erhob sich entrüstet.

„Ihr seid albern!"

„Meint Emil!" riefen ihr die andern lachend nach.

Die Schwestern blickten sich ein wenig schuldbewußt an.

„Ihr hättet sie nicht so sehr reizen sollen," sagte Ria.

„Doch, es ist ganz gut. Seit Tagen ödet sie uns mit diesem Emil und mit Hug-Dieter-Geschichten an.

Sie muß endlich einmal sehen, daß sie jämmerlich einseitig geworden ist."

„Laßt sie. Sie ist glücklich. Emil ist ihr A und O, und ihre Jungen gehen ihr über alles. Ihr Leben ist vollkommen ausgefüllt, sie ist ganz zufrieden, einige kleine Sorgen, wie Kinderkrankheiten, ausgenommen. Bringt sie nicht auf den Gedanken, daß es etwas andres auf der Welt geben kann. Laßt sie in ihrem Kreis, der sie beglückt. Glaubt mir: Maggie ist die Glücklichste."

„Aber das wäre furchtbar!" warf Cessy ein. „Können nur unbedeutende Frauen glücklich sein, die ein fehlerloses Ideal in ihrem Manne sehen? Nein, ich bin überzeugt, mit Rainer glücklich zu werden, ohne so furchtbar zu versimpeln."

„Na, na, Cessy, wenn sich dein Leben immer zwischen Demmin, Brandenburg, Pasewalk, Militzsch und Züllichau abspielt — ob du dann am Ende nicht auch nur noch von Erdbeereneinkochen und Strümpfeanstricken sprichst?"

Cessy fühlte sich ein wenig getroffen. „Nein, schon um Rainers willen nicht."

Adda lachte. „Na, siehst du: Rainer sagt, Rainer wünscht, à la Emil."

Nun wurde Cessy böse. „Ich bin durchaus nicht so wie Maggie, ich sagte bloß ..."

Da jubelten alle: „Seht, die Kleine wird bös! Nun geh und hole Maggie, sie soll uns verzeihen, jetzt käme Adda aufs Mokierstühlchen ..."

„Ach laßt mich," ſagte Adda, „ich bin kein Objekt dafür."

„Was, du kein Objekt? Es gibt keinen Menſchen, der ſich ſo zur Mohammedanerin eignete wie du!" rief Maggie, die wieder eingetreten war.

„Beſonders ſeit du dick wirſt," warf Ceſſy ein. Und Maggie, die empfand, daß Rache ſüß ſei, ſagte: „Na und dann! Rauchen und faul ſein, und alles dem Schickſal überlaſſen! Ihr hättet ſie nur mal im Coupé ſehen ſollen: nichts hatte ſie; weder Gepäckſchein, noch Billett, noch ihr Handgepäck, und wenn ich ſie danach fragte, ſagte ſie nur: ‚Ach, laß mich doch.'"

Adda blieb ſeelenruhig; ihr war es nicht gegeben, ſich zu erhitzen: „Na, war nicht ſchließlich alles da? Schein, Billett und Gepäck. Mein Wahlſpruch iſt: ‚Immer mit die Ruhe.' Damit erreicht man alles. Karls ſchlechte Laune iſt an meiner Ruhe geſcheitert, jetzt hat er es aufgegeben und wird auch gemütlich und dick. Bei uns regt ſich niemand auf, und alles geht herrlich ... ‚Immer mit die Ruhe.'"

Ihre Gemütlichkeit hatte etwas Überzeugendes. „Gebt mir noch eine Zigarette," bat ſie.

„Nein, Haremsdame, du kriegſt keine mehr," rief Ceſſy lachend; „bedenke: gleich ſagt Emil dazu etwas."

Es war ein verſöhnendes Lachen, das ihre Worte begleitete. Die alte Heimat wirkte, es war ganz wie früher. Die Diele knarrte, die Köpfe drehten ſich herum, einen Augenblick war tiefe Stille, dann flüſterte Marie: „Ich dachte, Mama käme."

Die Schwestern nickten leise, und Ria sagte: „Sie ist auch mitten unter uns."

Sie stand auf und öffnete den Flügel. „Kommt, wir wollen singen." Die Schwestern folgten. Es waren alte Chorgesänge, meist Lieder des Vaters. Ria und Adda hatten prachtvolle Stimmen, die andern nur reine, frische, ungeschulte. Ria machte eine Pause. „Wir wollen Papa zur Überraschung zu seinem Geburtstag seine alte Fuge singen, die er in seiner Jugend komponierte ..." Man suchte nach dem Text und fand ihn auf altem vergilbten Papier: er hatte lateinische Worte und war eine Hymne auf die Erhabenheit. —

Viertes Kapitel

Einige Tage später kam Dete mit ihrem Mann. Die fünf Schwestern standen auf der Rampe, ein donnerndes Hoch scholl ihr entgegen. Aber Dete erhob sich langsam, gemessen aus dem Wagen und schritt ruhig die Stufen herauf. Adda flog ihr mit einem Jauchzer entgegen. Sie waren früher die Inseparables genannt worden und standen sich am nächsten. Aber Dete blieb förmlich und steif. Es war, als hielte der Blick ihres Mannes sie in Schranken. Wie ein kühler Hauch flog es über die Schwestern.

„Schnell, Dete, du mußt unser Lied mit lernen, das wir morgen Papa singen." Man zog sie zum Klavier. Graf Kaiserling ging sich umziehen.

Da ſtand Dete nun im großen Salon und ſah ſich um. Es war alles wie immer, nur die Mutter fehlte. Sie hatte von Tokio aus nicht zur Beerdigung der Gräfin kommen können und ſah heute nach Jahren das Elternhaus zum erſtenmal wieder. Langſam kroch eine ungewollte Weichheit in ihr Herz. Sie kämpfte mit aller Macht dagegen an, es half nichts. Blut von ihrem Blut: das war ſtärker als der ganze äußerliche Schein, den ſie angenommen. Die Geſandtſchaft verſank, all der Pomp des Daſeins, alle äußerlichen Ehren, ſie war wieder die vierte Tochter aus Veldt, nichts mehr, nichts weniger. Sie kannte ſich nicht wieder; langſam wurde die Kehle eng, die Tränen quollen herauf. Sie kämpfte einen harten Kampf.

Da begann Ria die Fuge des Vaters mit derſelben metalliſchen Altſtimme, mit der ſie einſt die Mutter geſungen hatte. Wie ein Stöhnen quoll es Dete aus der Bruſt, und die Tränen ſchoſſen hervor. Adda bemerkte es und ſtellte ſich vor ſie, damit die andern es nicht ſehen ſollten, aber plötzlich brach Ria ab: „Dete, ich höre dich nicht.“ — Da ſahen ſie ihr ins Geſicht, das von Empfindungen zerwühlt war. All die Kälte, die ſich nach dem Empfang in ihnen gegen Dete geſammelt hatte, war mit einem Schlage verflogen, ſie fühlten, Dete war wieder die Ihre. Jede empfand mit ihr, was ſie in dieſem Raume, an dieſem Klavier denken mußte, aber die Schweſtern berührten mit keinem Wort die wunde Stelle.

Kaiſerling ſtörte. Es war, als wäge Dete jedes

Wort in seiner Gegenwart ab, als warte sie auf seine Zustimmung bei allem, was sie tat.

Marie äußerte sich Ria gegenüber erstaunt. Diese lächelte fein: „Schau nur genau auf ihn. Hinter den feinen Diplomatenmanieren sitzt die russische Knute — la bête humaine. Allen Menschen gegenüber mag sich ein Mann zusammennehmen und verstellen, nur vor seiner Frau nicht. Nicht lange währt es, bis diese weiß, was sie geheiratet hat."

Marie wurde rot. „Glaubst du, daß ich ..." Sie wandte den Kopf fort.

Ria erriet den Gedanken. „Ja, Kind, ich weiß: Ein Jahr Seligkeit, und dann beginnt die Misere des Lebens — das Elend des Sterbens der Liebe."

In Marie brach die große Leidenschaft durch. „Für ein Jahr Seligkeit lohnt es sich aber gelebt zu haben. Und wenn dann alles tot und grau wäre, so hätte man doch einmal genossen, doch einmal gelebt. Mir wär' es egal —!"

Ria seufzte. „Denk an Tante Berta. Da war dann alles tot und grau. Ich gebe dir in einigem recht. Ich würde mir auch noch einmal ein Jahr Seligkeit wünschen, aber dann den Tod. Auf der Höhe sterben, nicht nachdem alle Illusion, alle Herrlichkeit in Scherben vor mir läge, nicht langsam vertropfen sehen, was als schäumender Becher des Glückes vor mir gestanden."

Sie verstanden einander. Die Älteste und die Jüngste: die reife Schönheit und die liebliche Knospe, Duft und Jugend und vollerblühte Blume. —

Müde und schwach saß der alte Graf an seinem Geburtstag im Salon und betrachtete sinnend das große Porträt seiner Gattin mit den sechs Töchtern. Da kamen sie herein, dem Alter nach, in weißen Kleidern, schlank und schön. Ria setzte sich an den Flügel, die andern standen um sie herum. Rahnstedt und Kaiserling lehnten in einer Ecke.

Groß und schwer fielen die ersten Akkorde. Leise erklangen dreistimmig die Stimmen und schwollen langsam zu mächtiger Stärke; von den Wänden hallte der Ton zurück, jauchzend: die Hymne an die Erhabenheit. Langsam klang sie in Moll über. Ernst, erschütternd war das Ende. Es war, als empfände der Komponist, daß alles Irdische unzulänglich, daß die Erhabenheit auf der Erde in jedes Menschen Leben nur einen winzigen Bruchteil ausmache, als käme sie nur einmal flüchtig, um dann auf immer zu verschwinden. Hingerissen erhob sich der Greis, seine Hände zitterten. In seiner Jugendkraft hatte er dies empfunden, reich, in hoher Stellung, als er die Frau gewonnen, die er geliebt. Der Anfang war sein Jugendwerk, mächtige Akkorde, himmelhoch jauchzend. Den Schluß hatte er später geschrieben. Der war ein Meisterwerk von Harmonieen, und doch entbehrte er der Kraft des Anfangs. Er fühlte es: was seine Begeisterung geschaffen, konnte keine Kunst überbieten. Das eine war die Überzeugung der Jugend, des Glückes, das andre das reife Erkennen des Mannes, dem die Nichtigkeit aller Dinge schon vorgeschwebt hatte.

Die Tränen rollten über die hageren Wangen.

Rahnſtedt ſtand wie eine Bildſäule. Hier ging etwas vor, was er nicht begriff. In des einfachen Landjunkers Leben hatte niemals das Genie eingegriffen, waren nie die Wellen hohen Geiſtes und gottbegnadeten Talents geſchlagen, ſie kamen von einem Ufer, das er nicht kannte. Er fühlte ſich klein, winzig, verſchwindend. Er, der von ſeiner Tüchtigkeit ſehr überzeugt war, empfand unwillig etwas Großes, das ihn überragte, übermannte. Er fühlte wohl: dies war ſchön — aber ſeine Ceſſy war ihm fremd, dort zwiſchen den andern. Das war nicht ſeine klare, praktiſche Ceſſy, die für alle Dinge das rechte Wort fand; — die Ceſſy, die dort am Flügel lehnte, deren Blick weit über ihn hinwegging, in deren Augen eine Innigkeit lag, die nicht für einen Menſchen leuchtete, ſondern für ein Etwas, das er nicht begriff, war eine andre, nicht ſeine Braut, ſondern die Tochter aus Veldt, eine der ſechs Schweſtern. Alle ſchienen desſelben Geiſtes zu ſein, wie eine Mauer wirkten ſie. Es umgab ſie ein Etwas, das kein Fremder durchdringen konnte, an dem kein andrer Anteil haben durfte. Nur Veldtſches Blut und Veldtſches Genie.

Der Vater verſtand ſie, ſie und den Geſang, und eine große Rührung ergriff ihn.

Auch Kaiſerling ſtarrte.. Er, der muſikaliſch Gebildete, ſagte ſich: ‚Das iſt ein Meiſterwerk, und meiſterhaft vorgetragen, denn es iſt die Seele, die mitſingt, und nicht nur die Seele. Der ganze Organismus empfindet die Töne, die der Vater einſt geſchrieben,

fühlt in ihnen, was auch er einst gefühlt, was er hatte ausdrücken wollen.' Die ganze Liebe zum Vater lag in den Tönen. Kaiserling sah seine Frau an und ward sich klar: ‚Die eiserne Hand, die ich auf sie halte, um den Veldtschen Willen zu unterdrücken, ist nicht stark genug. Das Blut wird sich immer wieder durchdrängen, wird nie ins Joch gehen.' Ja er sah: Dete war am stärksten in ihrem Willen. Er hatte geglaubt, sie zu meistern. Aber wie sie mit blitzenden Augen so jubelnd die Töne des Kampfes und Sieges sang, da wußte er, daß die sich die Freiheit sang, und daß sie die Stärkere war. Sie beugte sich nur aus Berechnung, in dem Augenblick aber, wo er zum Kampf übergehen würde, würde ihm all seine Brutalität nichts helfen ... Krieg bis aufs Messer ... Da machte Kaiserling ein stilles Gelübde. ‚Dazu soll es nie kommen ...'

⊕ ⊕ ⊕

Nun war es wieder still in Veldt. Nur Ria, Cessy und Marie waren zurückgeblieben, alle eifrig mit Vorbereitungen zur Hochzeit beschäftigt, die im engsten Familienkreise gefeiert werden sollte. Marie mußte noch einmal zum herzoglichen Hof, um ihre Sachen aus der Residenz abzuholen. Für diesen Tag hatte sich der Vetter Veldt-Badenhausen, der Agnat, angesagt, um Majoratsangelegenheiten zu besprechen. Es war der Schritt zur allgemeinen Versöhnung. So würde Marie ihn nicht sehen. Er war ihr auch ganz gleichgültig.

Die Blätter fielen, ſie wußte, nun war Hirſchbrunſt im Gebirge. Sie ſah einen tiefen grünen See und eine Hütte vor ſich. Von den Bergen hallte der Schrei der Hirſche in vielfachem Echo zurück. In mächtigen, erhabenen Tönen rief der König des Waldes ſeine Liebe ins Tal. Einmal war ſie einem ſchreienden Hirſch ganz nahe geweſen, nur dichtes Geſtrüpp hatte ſie auf Schritte von ihm getrennt, und bis in die tiefſte Seele war ſie erſtaunt vor der Gewalt dieſer Töne. Nur ein Gefühl konnte das ſtille, ſcheue Tier veranlaſſen, aus tiefſter Bruſt dieſen ſinnverwirrenden Ruf auszuſtoßen: Die Liebe. — Den hörte jetzt der, der aus tiefſter Seele nach ihr rief ... Ihr Körper bebte vor Qual: Einmal nur, einmal nur ihn noch ſehen ... Aber die Räder des Zuges raſſelten: Nie wieder, nie wieder!

An einer Station hielt ihr Zug wartend. Der entgegengeſetzte Zug fuhr ein. Aus einem Fenſter ſah das glattraſierte Antlitz eines jungen Mannes. ‚Den kenn' ich doch,' dachte ſie zweifelnd. Da ſah er ſie auch und griff nach ſeinem Hut, ſtutzte einen Augenblick, um dann doch zu grüßen. Ganz leicht nickte Marie zurück. Ja, ſie kannte ihn doch wohl, nur wußte ſie nicht mehr woher.

Der Zug ſetzte ſich in Bewegung. Die beiden ſahen ſich in die Augen. Wer war es nur? Sein Geſicht war markant, hart, ariſtokratiſch. „C'est quelqu'un," ſagte ſie ſich, aber ſie grübelte doch noch eine Weile über die Erſcheinung nach.

Digitized by Google

In derſelben Stunde ſtand ein ſchlanker, junger Mann in ledernen Kniehoſen, den Gamsbart am Hute, in einer Hütte, die ſich im See ſpiegelte, und ſuchte an der Tür. Er zog den Bleiſtift heraus; dicht unter das Wort Marie ſchrieb er Egon und zog ein feines Herz um beide Namen. Dann nahm er das Kruzifix von der Wand. Mit rührender Inbrunſt beſah er den Heilandsleib, und ein trauriger Ernſt legte ſich auf ſeine Züge. Egons Freund und Gaſtgeber trat ein, der das eine Bein ein wenig ſchleifte. Blutrot wurde der Prinz.

„Liegt dir etwas an dem Kreuz, ich hätte es ſo gern."

Der andre war erſtaunt: „Bitte, nimm es dir, es iſt durchaus kein Kunſtwerk."

Prinz Egon murmelte ein paar Worte des Dankes und verwahrte das Kreuz ſorgſam wie ein Heiligtum. Über dem Junggeſellenbett in der kleinen Garniſon aber wurden alle Bilder herabgeholt, und einfach und einſam hing von da ab nur noch ein ſchlecht geſchnitztes Kruzifix. —

Es war der Tag vor Ceſſys Hochzeit. Die Gäſte ſollten eintreffen, der Graf fühlte ſich angegriffen und konnte nicht aufſtehen. Ria übernahm die Pflichten der Repräſentantin.

Ceſſy war ganz abgearbeitet. Marie nahm ſie beiſeite und legte ſie auf die Chaiſelongue in ihrem Mädchenſalon. Da ſaßen ſie nun zum letztenmal zuſammen, in dem Raum, wo ihre Schreibtiſche ſtanden, behangen mit Kotillonerinnerungen. Beide waren wehmütig ge-

ſtimmt. Sinnend ſaß Marie neben der Braut. Morgen würde Ceſſy nun verheiratet ſein, ihr ganzes Leben mit einem Schlage verändert werden, und die Schweſter ſchien fröhlich, ruhig wie immer.

„Freuſt du dich auf morgen?“ forſchte Marie.

„Aber natürlich,“ erwiderte ſie ruhig. „Es iſt auch alles gut eingefädelt, ich hoffe, daß es tadellos funktionieren wird, und hoffentlich redet der Paſtor nicht ſo lange wie bei Addas Trauung.“

„Das meine ich nicht,“ ſagte Marie verwirrt, und das Blut ſchoß ihr zu Kopf.

„Was denn ſonſt, Bébé?“

Marie wandte ſich beſchämt ab. „Ach, ich meine, dann ſpäter ...“

Ceſſy hob die Augenbrauen: „Gott, Bébé, darüber zerbreche ich mir nicht den Kopf. Freuen? Nein. Wieſo kann man ſich freuen auf etwas, von dem man keine Ahnung hat.“ —

Marie war ſtill. Wie ſeltſam das war. Ceſſy würde heiraten und konnte an all die Äußerlichkeiten denken, an die Sorgen um den Haushalt, an das Diner, die Wagen, die Gäſte. Sie ſelbſt ſchien erſt in zweiter Linie zu kommen, ſie ſelbſt und Rainer. Marie dachte an ihre Liebe, vor der alles zurückgetreten war, ſogar ihr Stolz, der harte, unbeugſame Stolz der Veldts.

Der Gedanke an den Prinzen ließ ſie auch am nächſten Tage nicht los. In ihr Denken ſchlugen wie mit Hammerſchlägen die Worte hinein: ‚Nie mehr — nie wieder!‘ Sie brach faſt zuſammen unter der Laſt ...

Sie ſah die ganze Hochzeit wie im Traum. Die norddeutſchen Verwandten, die Mutter im Schwarzſeidenen mit einer Straußenfeder im geſcheitelten Haar, die eckigen kleinen Schweſtern in blauſeidenen Kleidern, die Brüder, die genau wie der Bräutigam ausſahen, der dicke Vater, der dicke Onkel und die magere Tante, die waren alle ſehr nett, aber ſo unendlich anders als die Ihren. Sie ſah die elegante, ſchlanke Ceſſy an und dachte: ‚Ob ſie werden wird wie ſie alle?‘

Sie ſah ihren Schwager, den ſie liebhatte wie einen Bruder, aber der Gedanke, daß er ſie küſſen könnte, daß überhaupt ein Mann ſie wieder küſſen könnte, war ihr unerträglich. Nein. In ihr war eine Saite, die einmal geklungen hatte und die dann zerſprungen war. Nie wieder würde ſie klingen — nie wieder. Ceſſy heiratete nun, und doch — ſie tat Marie faſt leid. Es fehlte ihr etwas: die große Leidenſchaft.

Ria fuhr drei Tage nach der Hochzeit nach Wien zurück, verſprach aber, nach einigen Tagen wieder zu kommen. Sie ſah den ſchnellen Verfall des Vaters deutlicher als die Schweſtern.

⊕ ⊕ ⊕

Nun war Marie allein mit ihm. Die Poſt brachte ihr ein Wertpaket aus Wien. Sollte Ria ihr etwas ſchicken? Als die letzte Hülle von dem rätſelhaften Gegenſtande fiel, wich alles Blut aus ihrem Herzen ... ſie hielt eine Art Aſchenbecher aus Kriſtall in Händen, innen lag eine wundervoll geſchnitzte Nixe aus Elfenbein mit Smaragdaugen, der Schuppenſchwanz aus

Emaille gearbeitet: ein Kunſtwerk. Die Hand war wie vom Waſſer nach oben getrieben und ſtieß an den Kriſtalldeckel an, der in Wellenlinien geſchliffen war. Innen lag ein Zettel: „Ich habe die Nixe im Elfenſee geſehen, zum Andenken habe ich mir ein Kruzifix behalten. Egon.“

Sie verzehrte das alles mit Blicken. Aber ſo ſchön das Geſchenk war, die wenigen Worte waren ihr lieber. Sie fühlte die Gewalt, die er ſich angetan hatte, nicht mehr zu ſagen.

Das Perſönliche der Schrift zauberte ihn ihr vor. Sie ſah, wie ſeine Hand über das Papier glitt, zitternd in dem Gedanken an die letzten Zeilen, die er ihr damals in der Favorite geſchrieben hatte.

Wie ein Heiligtum verwahrte ſie den Aſchenbecher in ihrem Schreibtiſch.

Es litt ſie nicht länger im Zimmer. Sie ſchritt in den Park. Die goldigen Blätter fielen raſtlos. In den Glanz der ſinkenden Sonne wanderte ſie hinein, dem Lichte entgegen, aber der Schein machte ſie fröſteln. Im blauen Dunſt ſtand der Odenwald. Unfern hörte man Dreſchflegel. Ihr Rhythmus brachte Marie eine Melodie ins Ohr, deren Worte ihr Herz formte: „Ich ſah im Elfenſee den Nix ...“

Es war, als hätten die Buchſtaben eine lichterlohe Flamme entzündet. Das Wort ‚Egon‘ war wie ein Feuer in ihr Herz gefahren, es tat ſo wundervoll wohl zu wiſſen: auf der Welt iſt ein Herz, das unentwegt deiner denkt, immerfort, immerfort ...

Die Turmuhr ſchlug ſechs langſame Schläge. Sonſt tiefer Friede um ſie herum. Die Welt verſank. Sie empfand nur ein Wort: ‚Egon‘.

Vom Schloß her kamen haſtige, rennende Schritte.

„Baroneſſe, Baroneſſe.“

Sie fuhr auf. „Ja, hier bin ich.“

„Der Herr Graf, ſein ganzes Geſicht war verzerrt.“

Marie fragte nicht. Wie gehetzt flog ſie die Treppe hinauf in des Vaters Schlafzimmer. Dort ſtanden einige Bedienſtete, mit Eisbeuteln, heißem Waſſer, Eſſig, Kaffee. Sie ſprachen alle durcheinander, verſtummten aber erſchreckt, als Marie eintrat. Mit fliegendem Atem ſtand ſie am Bett. Der Kopf des Vaters lag hintenüber. Die Augen waren geſchloſſen.

„Was iſt geſchehen?“

„Als ich dem Herrn Grafen die Abendpoſt bringen wollte, fand ich ihn ſo.“

„Telephonieren Sie dem Arzt und dann . . .“ Sie machte nur eine Handbewegung.

Die Diener gingen.

Sie ſtand allein vor dem Vater. Sie hob die Hand, ſchlaff fiel ſie zurück. Vom Toilettentiſch holte ſie einen Spiegel, den ſie ihm dicht vor den Mund hielt. Würde ſich ein Hauch zeigen? Wie ein Gebet kam es aus ihrer Seele: ‚Atme, atme, um Gottes willen atme, nur jetzt nicht ſcheiden für immer, nur jetzt nicht der furchtbare Tod.‘

Ein ſchweres Schuldbewußtſein packte ihr Gewiſſen. Den kranken Vater hatte ſie allein gelaſſen, um durch

den Park zu laufen, zu jubeln im Herzen wegen der kurzen Zeilen: ‚Ich sah im Elfensee den Nix.‘ Sie hörte die Dreschflegel bis hier herauf ins Sterbezimmer.

War das Glas beschlagen? Sie richtete den Kopf auf, hielt den Spiegel dicht, dicht ... Nichts — kein Hauch. Sie fühlte körperlich, wie ihre letzte Hoffnung versank, wie alles Blut aus dem Kopf zum Herzen eilte. Ihre Hände zitterten. Langsam, vorsichtig tastete sie nach dem Auge. Sie zauderte vor der entsetzlichen Entscheidung. „Herr Gott im Himmel ...“ kam es flehend, angsterfüllt von ihren Lippen. Dann hob sie das Lid: das Auge war gebrochen. Bewußtlos brach Marie über des Vaters Leiche zusammen.

Eintönig klangen die Dreschflegel herauf: tar-dém, tar-dém, tar-dém, tar-dém ...

⊕ ⊕ ⊕

Marie ging herum wie eine Nachtwandlerin. Der alte Diener machte alles, schrieb Telegramme, ordnete an, besorgte den Sarg. Sie saß vor dem Toten. Er war allein gestorben, während sie im Park jubelte ...

Meine Schuld — meine Schuld!

Der Arzt meinte: „Gehirnschlag“, und sprach von rechtzeitiger Erlösung, Ersparen langen Siechtums, aber Marie hörte wie zum Hohn auch im Glockengeläut die Worte: „Ich sah im Elfensee den Nix ...“

Ria kam als Erste. Sie war totenbleich und nahm Marie in die Arme.

„Mein armes, armes Kind! Hast du alle benachrichtigt?“

Marie ſchüttelte den Kopf.

„Nun, ich dachte es und depeſchierte gleich, auch an den künftigen Beſitzer.“

Da begriff Marie erſt. Veldt war Majorat, mit dem Vater erloſch die Linie Veldt-Veldt, und der Vetter Veldt-Badenhauſen war der Erbe. Sie hatte keine Heimat mehr. Es war, als glitte der Boden unter ihren Füßen fort.

Am andern Tage kam der neue Herr an. Ria empfing ihn. Er nahm ihre Hand, küßte ſie nicht, ſondern behielt ſie in der ſeinen.

„Ich danke Ihnen, Couſine, daß Sie mich riefen. Heut herzukommen war für mich doppelt ſchwer. Ich fühle mich Ihnen allen gegenüber als Eindringling, und mein Anblick muß Ihnen Schmerz bereiten. Ich danke aber Gott, daß noch eine Ausſöhnung zuſtande gekommen iſt. Ich hoffe, Ihnen etliches hier abnehmen zu können. Meine Teilnahme für Sie, die Töchter alle, iſt grenzenlos.“

Langſam fielen die Worte, als würden ſie mühſam aus einem tiefen Brunnen geſchöpft, als brächte er ſie nur mit ſchwerſter Anſtrengung über die Lippen, aber man empfand ihre Wahrheit, als hätte er ſie beeidet.

Apathiſch ſtand Marie zur Seite. Ria, die noch immer des Vetters Hand hielt, wandte ſich zu ihr: „Marie, dies iſt Graf Veldt.“

Er zuckte einen Moment. Es war das erſtemal, daß er ſeinen neuen Namen hörte. Am Majorat hing der Grafentitel. Er war, wie alle andern, bisher Frei-

herr gewesen. Auch Marie berührte es seltsam. Ihr Vater war der Graf Veldt, der einzige seines Namens, und nun hieß ein andrer so, ein Wildfremder.

Er nahm ihre Hand und sagte: „Ich glaube, wir kennen uns."

Marie starrte ihn an. Ja, sie hatte das Gesicht schon gesehen.

„Ich hatte einmal die Ehre, in demselben Coupé mit Ihnen zu fahren."

Da wußte sie es. Sie sah die Dächer der Favorite vor sich liegen. Eine brennende Röte schoß ihr ins Antlitz, rasch entzog sie ihm ihre Hand.

Ehe die andern kamen, gingen die beiden Schwestern zum Begräbnisplatz. Sie waren sich in den letzten Wochen seltsam nahe gerückt. Die Macht des gemeinsamen Geheimnisses hatte leicht die Kluft der Jahre überbrückt, die ihr Denken und Empfinden bis dahin getrennt hatte. Jetzt waren sie sich mehr als Schwestern — waren Freundinnen geworden. In Maries Seele paarte sich mit der Liebe noch ein Gefühl der Ehrfurcht vor der Älteren, die der Mutter so glich. Sie wußte, daß sie Ria unbedingt vertrauen konnte, und daß sie ihr deshalb auch alles anvertrauen würde, was ihr Herz bedrückte.

Hand in Hand schritten sie dahin, die beiden großen, schlanken Gestalten in den faltenlosen, dunklen Trauergewändern. Mit dem Vater erlosch das Elternhaus, die Jugenderinnerungen, die Heimat. Für Marie war alles vernichtet, und auch Ria verlor viel, denn sie

hatte dieſen Zufluchtsort gebraucht, wenn das Leben ihr dort unten in Wien oder auf den Freudenloheſchen Beſitzungen unerträglich wurde. Nun ging Veldt in eines Fremden Hand über.

Marie ſtöhnte auf: „Wo ſoll ich hin, Ria? Wo ſoll ich hin? Nicht einmal zur Hofdame tauge ich!“

Ria ſah ſie bekümmert an. „Kind, für mein Leben gern nähme ich dich zu mir, aber dieſen Winter gehen wir zu Hof und ... du weißt, es geht nicht.“ Ihre Stimme ſenkte ſich zum Flüſterton. „Er iſt nach Wien kommandiert worden, zur Gardeeskadron.“

Marie beſchleunigte ihre Schritte ein wenig. Es war ihr unmöglich zu ſprechen, ihr Herz kämpfte. Sie ſchwankte einige Augenblicke; in ihr ſchrie es: ‚Geh nach Wien, dort kannſt du ihn wiederſehen.‘ Dann aber dachte ſie der ſchweren Stunden nach dem Tode des Vaters, den ſie in ſeiner letzten Stunde allein gelaſſen hatte, um an Egon zu denken. Sie überwand ſich ſelbſt.

„Nein,“ ſagte ſie feſt, „dann kann ich nicht zu euch kommen! Aber wohin, Ria? Ich muß ja von hier fort, fort von der Eltern Grab, aus der Heimat in die Fremde. Ich kann es nicht. Ria, ich kann es nicht.“

Sie fiel der Schweſter um den Hals. Das Schluchzen erſchütterte ihren Körper. Sanft richtete Ria ſie auf.

„Es wird ſich ſchon etwas für dich finden, Kind. Die Welt iſt ſo groß. Du haſt doch deine Schweſtern. Du kannſt zu Adda gehen oder zu Maggie!“

„Ich will nicht von hier fort, ich will nicht!“

Wie ein großes Kind, das ſich nicht tröſten laſſen

will, weinte Marie, und Ria ließ ihre Tränen fließen. Sie sah ein, daß hier zur Stunde keine Hilfe möglich sei. Die Erregungen hatten Maries Nerven bis aufs äußerste angespannt, nun wirkten die Tränen wie ein gütiger, kühlender Gewitterregen.

Als die Schwestern zum Schlosse zurückschritten, kam ihnen Graf Veldt durch den Park entgegen. Ihre Herzen waren noch voll von der Trauer, die am Grabe der Mutter, an dem schlichten Platz, wo ihr Vater nun für immer ruhen sollte, tief in ihnen von neuem erweckt war. Deshalb empfanden sie sein Erscheinen wie ein Eindringen in ihr ureigenstes Recht. Steif standen sie beide da, ein wenig unnahbar. Aber seine verlegene Haltung ließ ihre Kälte schwinden. Sie sahen, daß ihm seine Anwesenheit selbst peinlich war; er war jetzt der Herr hier und wollte es nicht scheinen.

„Es ist mir lieb," sagte er, „Sie beide noch einen Augenblick sprechen zu können, ehe die andern Angehörigen kommen, denn ich habe eine große Bitte."

Ria nickte schweigend. Marie stand teilnahmlos abseits. Ihr wandte er sich zu: „Sie verlieren am meisten mit dem Tod Ihres Vaters," sagte er leise, „und ich muß besonders Ihnen als Eindringling hier erscheinen."

Sie machte eine abwehrende Bewegung.

„Doch, doch," fuhr er fort, „ich weiß es. Ich habe nun eine große Bitte an Sie. Wollen Sie mir ruhig zuhören?"

Marie nickte. Sie gingen zu einer Bank und ließen

ſich nieder. Eine ganze Weile blickte er zu Boden. Man ſah, es fiel ihm ſchwer, zu ſprechen. Ohne den Kopf zu heben, begann er: „Ich ſtehe vor meinem Aſſeſſorexamen und kann es vor nächſtem Frühjahr nicht machen, möchte aber meine Karriere nicht mittendrin abſchneiden. Ich kann deshalb keinesfalls vor nächſtem Juni Veldt beziehen. Bei meinem Beſuch hier, vor vier Wochen, war mein Vetter ſo gut, mir Einſicht in die Majoratsbeſtimmungen zu geben. Es iſt ſehr kompliziert, das Allod vom Majorat zu ſcheiden, und es wird ſehr lange dauern, bis ich einen Überblick über die Erbſchaft und die Allodſumme haben werde. Daher wäre es mir ſehr lieb, wenn ein Mitglied der Familie, dem die andern vielleicht Vollmacht geben würden, hier wohnen bliebe, bis alles, auch das Inventar des Schloſſes, geregelt iſt. Ich bitte deshalb, daß Sie, Couſine, bis nächſten Sommer hier wohnen bleiben. Im Trauerjahr wird es Ihnen hier in Veldt doch ſicher am wohlſten ſein — und mir wäre es eine große Hilfe.“

Er hatte langſam geſprochen. Jedes Wort ſchien überlegt, abgewogen, und doch klang aus allem eine tiefe Wärme.

Marie ſtand zaudernd. Sie empfand nur: er hat Mitleid mit dir; deshalb konnte ſie keinen Entſchluß faſſen, nicht verneinen, nicht zuſagen. Da entſchied Ria für ſie. Sie reichte dem Vetter die Hand, und mit dem unvergleichlichen Charme, den ſie in Stimme und Haltung hatte, wenn ſie herzlich wurde, ſagte ſie: „Ich

danke Ihnen für dieſes Anerbieten. Es iſt in dieſem Augenblick das beſte für alle Teile."

Sie bat die Schweſter mit den Augen, auch einige Worte an den Vetter zu richten. Aber Marie zögerte wieder. Es empörte ſie, daß ſie um ihr Urteil, um ihr Wünſchen nicht befragt worden war. Sie wollte niemandem Dank ſchulden, ſie ärgerte ſich über den Vetter, der in dieſem Augenblick der Gebende war, ſie mochte nicht nehmen, ſie wollte nicht verpflichtet ſein ... Es lag ihr auf der Zunge, das Angebot auszuſchlagen. Da traf ſie Rias Blick: ernſt, traurig und feſt. Ihr kam die Erinnerung an Rheinfelden, an ſein ‚Zu Befehl'. Sie ſah, hier war das Schickſal, dem ſie gehorchen mußte. Aber ihre Selbſtſicherheit hatte ſie verloren. Linkiſch reichte ſie dem Grafen Veldt die Hand: „Danke."

⊕ ⊕ ⊕

Ganz unwillkürlich nahm Veldt zur Beerdigung ſeines verſtorbenen Herrn noch einmal die alte, pomphafte Größe an.

Ceſſy kam von ihrer Hochzeitsreiſe und, wenn auch gebeugt vom Leid, ſagte ſie ſich doch, daß einer jetzt denken und handeln müſſe. Sie ſuchte die Trauerlivreen heraus, die von der Mutter Tod herſtammten, ließ den Saal ſchwarz ausſchlagen, ordnete an, arbeitete, ſchaffte.

So wurde für den Verſtorbenen der Trauerprunk entfaltet, den er für ſeine Gattin angeſchafft hatte. Ceſſy fühlte: er hatte die Farce des ſchwerreichen Grandſeigneurs jahrelang aufrechterhalten, an ſeiner

Beerdigung sollte er nicht zum armen Mann gestempelt werden. Sie hatte ihn heiß geliebt und seine Schwächen am besten gekannt; sie wußte, wie die Sachen standen: ‚après moi le déluge‘, — ein Seufzer hob ihre Brust. Gut, daß Mutter es nicht geahnt hatte. Sie war in der Annahme gestorben, einen reichen Mann und gut dotierte Töchter zu hinterlassen, und Cessy wußte nur zu genau, wie schlimm es um Veldt stand.

Aber keiner der Schwiegersöhne hatte eine Ahnung von dem Ruin, als der Wagen mit den sechs Rappen vorfuhr, um den letzten Veldt-Veldt zur ewigen Ruhe zu geleiten.

Der ganze Adel des Landes war gekommen. Teils weil es sich gehörte, dem Grafen die letzte Ehre zu erweisen, teils aus Mitleid für die Töchter, aber hauptsächlich, um den neuen Grafen zu sehen, den keiner kannte.

Der stand bescheiden abseits und überließ es Ria, des Hauses Ehre zu verwalten.

Dicht umdrängten sie den Katafalk, dem zu Häupten die sechs Töchter und die Schwiegersöhne standen, in glänzenden Uniformen, ordenbesät. Nur der kleine Ulan sah einfach aus, wie er zwischen dem ungarischen Magnaten, dem Diplomaten mit dem Riesenkrachat, dem Gardeducorps stand! Bärenstein als Gardekürassier, mit einem Stern auf der Brust, überragte ihn um Kopfeslänge. — Ja, die Nachbarn mochten mit Mitleidsgedanken gekommen sein, aber sie mußten sie fallen lassen. Hier waren sie nicht am Platz.

Keine Tochter weinte. Blaß und groß ſtanden ſie da in der abweiſenden, kalten Haltung, die kein Mitleid wünſcht, die der Maſſe gegenüber kein Gefühl zeigen mag. Und denen, die heimliche Schadenfreude empfunden hatten, verging ſie bald, denn die Kinder wirkten nicht wie arme, vertriebene Töchter, denen das Heim genommen, ſtanden ſie doch faſt alle in geſicherter, hochangeſehener Stellung.

Der Geiſtliche ſchwieg. Es entſtand eine Pauſe, die Träger näherten ſich dem Sarge. Da ſchritt Ria in einem plötzlichen Impuls zum Harmonium. Sie zog die Regiſter und winkte den Schweſtern. Schwer und voll fielen die Akkorde: Die Hymne an die Erhabenheit. Es war keinem je eingefallen, das Klavierſtück auf das Harmonium zu überſetzen, aber Ria ſpielte es ihrer Empfindung nach im Rhythmus eines Trauermarſches.

Die fünf Schweſtern umſtanden ſie, leiſe ſetzten die Stimmen ein. Es waren nicht acht Wochen ſeit dem Tage vergangen, an dem ſie die Fuge dem Vater zu ſeinem letzten Geburtstag geſungen hatten, nun wollten ſie ihm den Geſang als letzten Gruß mitgeben, hinüber in die Ewigkeit. Die Menſchen um ſie her verſanken, ſie ſuchten die ſchönſten Töne, nur gedämpfter, getragener. Die lateiniſchen Worte klangen mächtig und voll in dem gewaltigen Rhythmus. Tief wurden ſie ſelbſt ergriffen. Sie ſangen dem Toten noch einmal ſeine ganze Größe, den Höhepunkt ſeines Lebens, ſeine Erhabenheit. —

Die Umstehenden fühlten den mächtigen Schwung des Geistes, der den Komponisten beseelt hatte, der ihn ausgezeichnet und erhoben hatte über seine Standesgenossen, sie fühlten, wie mit dem Verstorbenen ein Großer unter ihnen von dieser Erde geschieden war. — Des Liedes zweiter Teil verklang mit einem seltsamen Ausdruck von Enttäuschung und Entsagung. Es war, als hätten die Singenden die letzten Töne nur noch gehaucht, als habe das Harmonium irgendwo in weiter Ferne gestanden. Vom Erblandmarschall bis herab zum Junker stand der ganze Adel des Landes da, und in die alten wie die jungen Augen traten Tränen, die sie nicht für den Grafen Veldt gesammelt hatten, als sie zur Beerdigung gefahren waren. Ungewollt kamen sie ihnen, aber sie vergossen sie in aufrichtigem Mitempfinden, in ehrlicher Trauer. Der eigene Zauber, der dieses Haus umweht hatte, so sehr er von kleinen Geistern gerügt und beklatscht worden war, besiegte sie alle in diesem Augenblick.

Ria nahm den Arm des Gatten, der Sarg wurde hinausgetragen. Voran schritt mit einem mächtigen Kranz Graf Kapstedt, der Flügeladjutant des Kaisers, ihm zur Seite Rheinfelden, beide als Vertreter ihrer Herren. Die Schwestern folgten am Arm ihrer Gatten. Einen Augenblick stand Marie allein, da trat Heinrich Veldt zu ihr und reichte ihr den Arm. Sie nahm ihn dankbar.

Polternd fiel die Erde auf den Sarg. Der Landmarschall trat vor, zwei Rechtsritter des Johanniter-

ordens hielten ihm ein steinernes Wappen hin. Mit einem scharfen Schlage schlug er es mit dem Hammer in zwei Teile. Seine sonore Stimme klang weithin über die Versammlung.

„Veldt-Veldt bis heute, von nun an nimmermehr."

Sie legten ihm die beiden silbernen Rosen ins Grab, die in der Fülle ihrer Blüte gebrochen waren. Von nun an stand das Wappen des Veldt-Badenhausen über dem Tor, die silberne Rose und der goldene Stern.

Fünftes Kapitel

Qualvolle Tage folgten. Der tiefe und reine Schmerz um den Toten wurde durch Erbschaftauseinandersetzungen verbittert. Die Schwäger konnten ihre Enttäuschung nicht ganz verbergen, es fiel in den Becher der Trauer manch Galletropfen für die Töchter. Alles war sehr verworren und bedurfte wochenlanger Auseinandersetzungen. Da machte Ria den Vorschlag: Marie bleibt in Veldt und nimmt das Hausinventar auf, den Schwestern schickt sie einen Prospekt, wonach diese sich aussuchen können, was sie wünschen. Die Geldangelegenheiten würde der Vetter ordnen.

Da doch fast alles verloren war, willigten die Schwäger ein, aber ein leichter Mißklang blieb, als sie schieden. Marie erinnerte sich des japanischen Sprichwortes: ‚Die Liebe beweist sich bei der Erbschaft.' Der kleinliche Egoismus, ja sogar hin und wieder ein Schein von

Habsucht waren zutage getreten. Dete hatte noch beim Fortfahren gesagt: „Dem fremden Mann wollen wir nichts da lassen." Marie war rot geworden, weil sie sich der Schwester schämte; sie gedachte der Zartheit, mit der der Vetter ihr das Angebot zum Bleiben gemacht hatte.

Unterdessen hatte sie sich nach einer Gesellschafterin umgesehen. Schon in einigen Tagen sollte Johannas Schwester Franziska Kirchberg kommen.

Unsagbar schwer wurde ihr der Abschied von Ria. Die Fürstin Freudenlohe mußte nach Wien zurück. Sorgenvoll klopfte sie der Jüngeren die Wange: „Merk dir etwas, Bébé. Einen kleinen Wahlspruch, den wir Veldts alle brauchen können: ‚In der Familie hüte dein Temperament, in der Gesellschaft deine Zunge und in der Einsamkeit deine Gedanken!'"

Marie blickte erstaunt auf. „Ich habe weder Familie, noch Geselligkeit ..."

Ria sah sie prüfend an: „Aber desto mehr Einsamkeit, Bébé!"

⊕ ⊕ ⊕

Franziska Kirchberg war ein altes, vertrocknetes Mädchen, von des Lebens Härte gedörrt, von schweren Schicksalen mürbe und hoffnungslos gemacht. Sie war immer gleichbleibend still. Es war gleichgültig, ob sie sich im Zimmer befand oder nicht. So erschien es Marie, als ob sie immer allein sei.

Sie registrierten zusammen: Möbel, Bilder, Kunstwerke. Aber bald hatte Marie keine Freude mehr an

der Arbeit. Jeder Gegenstand weckte schmerzliche Erinnerungen in ihr. Sie überließ alles Franziska.

Stundenlang ging sie ziellos spazieren durch den Park, durch die Felder und tief hinein in die uralten Wälder. Wieder und wieder kehrten die Gedanken zu den Tagen in der Favorite zurück. Sie sprach in Gedanken mit dem Prinzen, setzte sich ihm gegenüber, lächelte ihn an, nickte, plauderte ... Nur nicht vergessen: ... „stark ist das Schicksal, ich will stärker sein."

Alles, was um sie herum vorging, verlor an Interesse. Veldt? Ja, das liebe, alte Schloß — aber wozu? Es war ihr ja hier nur eine Gnadenfrist gesetzt, nach einem halben Jahr war es unrettbar für sie verloren. —

Tot — vorbei. Wie die Eltern, wie Egon. Der lebte auch und war doch tot für sie. Auch das Schloß würde stehen bleiben, aber ein Fremder würde darin wohnen, und ihm war es nicht das liebe Elternhaus. Alle Möbel und Andenken gingen in die vier Winde ... So blieben ihr nur die Gedanken an ihre hoffnungslose Liebe. Des Abends nahm sie den Spiegel, setzte sich davor. Sie sah nicht sich selbst, sie sah ihn. Sie redete zu ihm, sagte ihm die tausend Dinge, die ihr Herz erfüllten. Einen Satz wiederholte sie immerfort, bewußt und unbewußt: „Ich habe dich so unfaßlich lieb."

Franziska glaubte, daß Marie still und träumerisch sei. Sie wagte nicht in den Schmerz um den Verstorbenen einzugreifen. Aber für Marie wuchsen in der Einsamkeit alle Dinge über das gewöhnliche Maß hinaus und nahmen phantastische Formen an. Allmählich

wuchs ſich der Prinz zu einer Idealgeſtalt aus, die ihre Gedanken Tag und Nacht umſpielten. Sie lebte nur für ihn, hatte für ihr Denken kein andres Thema mehr. Nur er — er. Wie einen Schatz trug ſie ihre Liebe in ſich und verſchloß ſie ängſtlich. So wurde ſie menſchenſcheu.

Wochen vergingen. Sie wußte ſelbſt nicht, wie die Zeit verſtrich, bis eines Tages die Lebenskraft in ihr ſiegte, und ein Hunger nach einer Tätigkeit in ihr war, ſie mußte irgendeinen Endzweck, ein Ziel vor ſich haben. Ihr war, als verlöre ſie ſich im Nebel. Da traf ein Telegramm ein, das Heinrich Veldts Ankunft meldete. „Zimmer für zwei Perſonen herrichten," depeſchierte er.

Er ſchien ſich jetzt als Herr auf Veldt zu fühlen, da er es für überflüſſig hielt, mitzuteilen, wer der andre wäre. Maries Phantaſie beſchäftigte ſich mit dem geheimnisvollen Zweiten. Es war doch immerhin eine Abwechſlung; die ſchweren Gedanken hatten ſie faſt erdrückt.

Neugierig ſtand ſie hinter der Gardine, als der Wagen vorfuhr. Neben dem großen, hageren Vetter ſaß ein dicker, bebrillter Mann. Marie fühlte eine bittere Enttäuſchung. Er ſtellte ihr ſeinen Begleiter vor: Rechnungsreviſor Arndt. Dann erkundigte er ſich, um wieviel Uhr man zu Abend äße, und entſchuldigte ſich: Er müßte bis dahin im Rentamt arbeiten.

In Marie blieb ein Gefühl des Ärgers zurück. Sie hatte gehofft, der Vetter würde ihr mancherlei erzählen, kam er doch aus der Welt in ihre Einſamkeit. Aber er

schien nicht zum Plaudern aufgelegt zu sein. Beim Abendessen sah er blaß und abgespannt aus, und die Unterhaltung schlich langsam dahin. Der Revisor empfahl einen tüchtigen Inspektor. Marie horchte auf.

„Geht Brand fort?" fragte sie, und sofort schoß ihr das Blut zu Kopf.

„Ja," erwiderte er kurz.

Marie konnte nicht erkennen, ob er ihr absichtlich keine nähere Erklärung gab, oder ob ihn das Eintreten des Dieners am Weitersprechen verhinderte. Sie biß sich auf die Lippen; Brand war seit vierzehn Jahren da, jetzt setzte ihn der neue Herr an die Luft. So behandelte er ihres Vaters treue Diener, und hielt es dazu noch für überflüssig, ihr etwas darüber mitzuteilen. Ihr Temperament bäumte sich, und eine wilde Wut bemächtigte sich ihrer. Trotzig schwieg sie.

Sowie sie sich allein mit ihrem Vetter sah, stieß sie hervor: „Warum entlassen Sie Brand? ... Oder warum, wenigstens, sagten Sie es mir nicht?"

Ein kühler, flüchtiger Blick streifte sie, dann sah er wie vorher wieder unerschütterlich ruhig in die Lampe.

„Verzeihen Sie, bitte, daß ich es Ihnen nicht gleich mitteilte. Aber den endgültigen Entschluß faßte ich erst heute, und vorher konnte ich nicht darüber sprechen."

„Wann geht er?"

„Morgen!"

Fast wäre Marie aufgesprungen; nur mit Mühe beherrschte sie sich, aber in ihrem Gesicht arbeitete die Erregung. Er bemerkte alles. Ruhig sah er sie an.

„Liebe Couſine, ich muß Ihnen mitteilen, daß ich leider die Entdeckung machte, daß Brand in den vierzehn Jahren ſeiner hieſigen Tätigkeit Ihren Vater um mehr als hunderttauſend Mark betrogen hat. Ich könnte ihn vor den Staatsanwalt bringen. Ich habe das auch erwogen, da aber das Geld, auf das Sie und Ihre Schweſtern ein Recht haben, verbraucht iſt, und der feine Herr obendrein noch viele Schulden hat, käme dabei nichts heraus. Im Gegenteil, Ihnen allen würden nur große Unannehmlichkeiten bereitet werden. Das Schlimme iſt, daß ich jetzt in der Eile keinen Inſpektor bekommen kann und gezwungen ſein werde, mit Arndt etliche Wochen hier zuzubringen. Es wird mein Beſtreben ſein, Ihnen nicht zur Laſt zu fallen; außerdem habe ich ein ſo großes Feld der Tätigkeit vor mir, daß ich Sie höchſtens bei den Mahlzeiten ſtören werde."

Marie war wie vor den Kopf geſchlagen. Brand, auf den ihr Vater ſo große Stücke gehalten, war als Betrüger entlarvt. Sie konnte das Unglaubliche noch nicht faſſen. Aber Heinrich hatte ſo ruhig und überzeugend geſprochen, daß ſie glauben mußte. Sein Ton war höflich, aber ſo ſachlich und kalt geweſen, daß er faſt beleidigend wirkte. Sie kam ſich wie ein geſchulmeiſtertes Kind vor. Aber ehe ſie etwas erwidern konnte, erhob er ſich und ſagte ihr Gutnacht mit der Entſchuldigung, ſehr müde zu ſein. Sie ſah ihm in die Augen, und das Mitleid ſiegte in ihr: Er ſah wirklich ſehr angegriffen aus.

Digitized by Google

Die Anweſenheit des Vetters machte Marie nervös. Sie hatte geglaubt, nun weniger allein zu ſein, jemanden zum Sprechen zu haben, aber ſie hatte ſich darin geirrt. Er arbeitete von früh bis ſpät, fuhr um ſechs Uhr morgens auf die Felder und rechnete im Rentamt mit Arndt bis zum Abendbrot. Nur zu den Mahlzeiten erſchienen die beiden, und dann fühlte Marie, daß er zu abgearbeitet war, um noch Konverſation machen zu können. Sein Benehmen änderte er nicht. Er war höflich und rückſichtsvoll, aber nie ſah er ſie an.

Abends lag ſie ſchlaflos auf ihrem Bett und grübelte. Die Gedanken kamen und gingen, nutzlos und zwecklos. Bis ihr plötzlich klar wurde: es iſt ein Menſch hier im Haus, der arbeitet Stunde um Stunde, und ich tue nichts! Da ſchämte ſie ſich vor ihm. ‚Was muß er von mir denken?‘ fragte ſie ſich. ‚Bin ich nicht ein überflüſſiger Broteſſer, muß er mich nicht verachten?‘ Sie warf ſich hin und her. Wozu ſollte ſie etwas ſchaffen? Es hatte doch keinen Zweck. Es war ihr alles gleichgültig. Aber der Vetter irritierte ſie. Warum überſah er ſie, warum wendete er ſich an Franziska, wenn er etwas im Hauſe wiſſen wollte? Warum ſah er ſie nie an? Schon im Coupé hatte er ſie mit keinem Blick betrachtet, ſie, die ſchöne Marie Veldt. Fand er ſie nicht anſehenswert? Ihre berühmt ſchmale Hand, ihre kleinen Füße, ihr braunes, welliges Haar? Aber die tiefen Augen in ſeinem hartgeſchnittenen Geſicht, in dem jede Linie eiſerne Energie ausdrückte, ſahen nie

zu ihr herüber. Seine Sprechweise war immer förmlich, unperſönlich und gehalten.

Eines Tages bat er ſie um eine Ausſprache. Sie folgte ihm in ſein Zimmer wie ein Kind dem Lehrer. Er begann vor ihr mit Zahlen und Statiſtiken die Summen zu entrollen, die der Park und der Stall gekoſtet, und fragte darauf, ob es ihr unangenehm wäre, wenn er Änderungen vornähme. Sie fiel ihm ſchnell ins Wort: „Ich bitte Sie, alles zu beſtimmen, wie es Ihnen recht iſt. Sie ſind der Herr hier, ich habe ja eigentlich hier nichts mehr zu ſuchen.“

Es hatte gleichgültig klingen ſollen, aber ihre große Hilfloſigkeit klang ihm aus ihren Worten entgegen. Da ſah er ſie gütig an.

„O nein,“ ſagte er halblaut, „dies iſt Ihr Vaterhaus, und als das ſollen Sie es immer betrachten. Sie wiſſen ja gar nicht, wie angenehm es für mich iſt, hier ſo wohnlich und gut zu leben. Was ſollte ich ohne Möbel und Wirtſchafterin hier machen? Ich müßte mir alles extra halten und würde es doch nie ſo gut haben wie jetzt, wo alles von der fürſorglichen Hand einer Hausfrau geleitet wird.“

Marie wurde rot. „Das macht Fräulein von Kirchberg, ich tue nichts.“

Es lag viel Mitleid in ſeinem Blick, als er antwortete; aber ſie hatte den Kopf gewandt und ſah es nicht.

„Vielleicht gebe ich Ihnen bald eine Arbeit,“ ſagte er halb ſcherzend. „Ich muß die Allod- und Majorat-

ſtücke durchgehen, und es wäre mir lieb, wenn Sie als Erbin mit mir verhandelten."

„Ich will es gern tun."

Und dieſe Beſchäftigung machte ihr aufrichtige Freude. Sie gingen zuſammen durch die weiten Zimmer und ordneten die Möbel. Auf Gegenſtände, deren Urſprung zweifelhaft war, drückte Heinrich immer ſchnell das Veldt-Veldtſche Wappen und ſprach ſie, ohne zu fragen, dem Erbteil der Schweſtern zu. Oft fiel Marie Detes Satz ein: „Wir wollen dem fremden Mann ja nichts da laſſen." Dann beteuerte ſie, daß die Stücke zum Majorat gehörten, ſein Eigentum wären.

Einmal lächelte er; ihre Haſt hatte ſie verraten.

„Wollen Sie mir etwas ſchenken?"

Marie ſchlug die Augen nieder. Sie konnte ihn nicht anſehen, aber ſie fühlte, daß das Harte von ihm wich, daß ſein Lächeln ſein Geſicht ſeltſam verſchönte. Seine Züge bekamen einen feinen Charme.

Durch Franziska erfuhr Marie, daß alle Bücher und geſchäftlichen Sachen in furchtbarer Unordnung waren. Arndt hatte es der Hausdame mitgeteilt. Sie erzählte, daß es eine grenzenloſe Arbeit wäre, den Wuſt zu entwirren. Graf Veldt fände ſehr ſchlechte Beſtände vor. Er müſſe neue Ställe bauen, die Bewirtſchaftung ſei ganz altmodiſch, der Waldbeſtand wäre faſt vernichtet, kurz, es gehöre Geld und Arbeit dazu, aus Veldt wieder ein ertragfähiges Gut zu machen. Der Graf werde viel Geld aufnehmen müſſen, ſelber jahrelang in ſchlechter Lage ſein.

Marie ſchämte ſich, ſchämte ſich für ihren Vater. Nie fiel ein Wort über ihn, nie erwähnte der Vetter, welche Vernachläſſigungen er vorgefunden, und Marie hätte ihren Vater ſo gern verteidigt. Von ſeiner geiſtigen Größe, ſeinem Genie, ſeinen Begabungen hätte ſie geſprochen, aber ſie fühlte, daß ſie nicht davon anfangen konnte. Die Zahlen, die Rechnungen über den Aufwand, den der faſt bankerotte Mann jahrelang getrieben, ſprachen gegen ihn und ſchloſſen ihr den Mund.

Sie ſtöhnte, ſie fühlte ſich als des untüchtigen Mannes untüchtige Tochter.

Sie dachte an Ceſſy: wie hatte die hier geherrſcht, praktiſch und tüchtig; das wäre eine Frau für Heinrich Veldt geweſen, die hätte er angeſehen. Auf Schönheit ſchien er nichts zu geben. Er verlangte Können. Und ſie war ſelbſt zur Hofdame untauglich geweſen. —

Die Veränderungen im Haushalt ſetzten ſie in Erſtaunen. Es wurde faſt bürgerlich einfach. Sie dachte des glänzenden Vaters und ſah den neuen Grafen Veldt. Er arbeitete mehr als ein Inſpektor und rechnete wie ſein eigener Buchhalter. Wie mochten die Leute über ihn denken?

Sie lehnte an der Parkmauer. Die Pflüger kehrten heim. Hin und wieder ſang einer der Männer. Frauen und Kinder mit Kartoffelkörben gingen durch den leuchtenden Abend. Da kam der neue Graf angeritten. Die Leute zogen die Mützen.

„Grüß Gott, Herr Graf.“

Er beugte ſich zu einer Frau herab.

„Nun, Meyerin, Ihr geht ja wieder in die Arbeit, wie geht's denn zu Haus? Der Kleine wohl?"

Die junge Mutter ſtrahlte über das ganze Geſicht. „Das will i meine, i dank au ſchön für die gute Milch."...

Marie ſtand ungeſehen und hörte den kurzen Wortwechſel. Es ſtieg etwas wie Neid in ihr auf. Alſo er kannte die Leute ſchon mit Namen, hatte der Wöchnerin Milch geſchickt. An ihn hatte ſie ſich gewendet und nicht an ſie. Warum nicht an ſie? Hatten die Arbeiter das Vertrauen zur alten Herrſchaft ſchon verloren? Fühlten ſie die Tüchtigkeit des neuen Herrn? Die Entfremdung der Leute ſchmerzte ſie, und trotzdem freute ſie ſich, daß ſich Heinrich ſo ſchnell eingelebt und eingearbeitet hatte. Es rang ihr eine aufrichtige Hochachtung ab.

Warum ſah er ſie nicht an? Nur weil ſie nutzlos war?

Er war der erſte Mann, mit dem ſie in nähere Berührung gekommen war und der ſie nicht betrachtete, der ihren Verſtand, ihre Lebhaftigkeit, ihre Schönheit nicht ſah. Sie fühlte ſich ihm gegenüber hilf- und machtlos, ſie wagte ſich in ſeiner Gegenwart nicht zu geben, wie ſie war. Das kühle Vorbeiſehen bannte allen Impuls. Aber ſie ehrte ſeine Energie, ſein zielbewußtes Arbeiten, ſeine Art mit den Untergebenen. Es war ein merkwürdiges Gefühl: war ſie in ſeiner Nähe, kam kein Gedanke an den Prinzen in ihr auf, ging ſie zum Eſſen hinunter, ſo hatte ſie gewiß noch auf der Treppe: „Ich habe dich ſo unfaßlich lieb" gemurmelt, und im Augenblick, wo ſie vor Heinrich Veldt ſtand, nahm er

all ihr Denken in Anſpruch. Was fühlte dieſer Mann, was dachte, was litt er? Unergründlich glitten die tiefen Augen an ihr vorüber. Er verkehrte mit Arndt wie mit ſeinesgleichen, zwar gemeſſen, zurückhaltend, aber ohne einen Unterſchied zu machen. Sie fragte ihn einmal nach Arndt. Er erwiderte: „Es iſt ein rechtlicher, zuverläſſiger Mann, Sohn ſehr achtbarer Eltern.“ Das alſo genügte ihm.

Zum Entenfall hatte er einen Freund geladen, einen älteren Herrn, der ſchon erwachſene Kinder hatte. Zu Maries Erſtaunen nannten ſich die Freunde „Sie“, und der Baron Dachſtein hatte Heinrich gegenüber eine beſcheidene Zuvorkommenheit.

Einmal war ſie mit dem Gaſt allein.

„Woher kennen Sie meinen Vetter?“ fragte ſie.

Dachſtein ſah ſie an. „Das ſieht Veldt ähnlich, es nicht erzählt zu haben. Er hat mir einmal das Leben gerettet. Ich habe ihm aber ſonſt noch viel Koſtbares zu danken.“

„Warum nennen Sie ſich denn ‚Sie‘?“ forſchte ſie erſtaunt weiter.

Der andre lächelte. „Ich bin zwar weitaus der Ältere und hätte nach Ihrer Anſicht wohl das Recht, Heinrich Veldt das ‚Du‘ anzutragen, aber ich fühlte, daß es von ihm ausgehen müßte. Er iſt vielleicht zu beſcheiden, es mir anzubieten, und wir werden wohl bis ans Lebensende die engſten Freunde bleiben und ‚Sie‘ zueinander ſagen. Wenn ein Mann, wie Heinrich, mir die Hand auf die Schulter legt, ſo iſt das mehr

Freundschaftsbeweis als alle Geschenke der Welt, denn karger in seinen Gefühlsäußerungen kann ich mir keinen denken; desto kostbarer aber sind sie. Ich rechne es mir zur Ehre, Heinrich Veldts Freund zu sein."

Marie hatte jedes Wort in sich aufgenommen. Ob sie je so ein kostbares Wort zu hören bekommen würde?—

Eine Nachbarin kam, um ihr noch einen Kondolenzbesuch zu machen, da sie zur Beerdigung des Vaters nicht hatte kommen können. Es war eine gute, aber taktlose Person. Sie erwähnte mit Augenzwinkern den Vetter und ließ eine Anspielung fallen, daß Marie sich auf ihren kommenden Stand in Veldt vorbereite. Marie antwortete eisig, und die gute Seele war bestürzt fortgefahren.

Also das redeten die Nachbarn. Natürlich: ein junges Mädchen im Hause des Vetters. Seine Anwesenheit war ja nur durch den Ausfall des Inspektors bedingt. Sie biß die Zähne zusammen. Wenn die Leute ahnten, wie sie mit ihm stände, daß er sie kaum beachtete, daß sie, Marie, die Siegerin, am Wege stand, von einem Mann kühlherzig übersehen. Und wieder kam ihr das Bild, wie damals beim Prinzen: er fährt vorbei, und du stehst an der Straße, vergessen; — aber nein, Egon hatte um ihre Liebe geworben, er vergaß sie nicht und sie nicht ihn. Immer, immer würde sie ihn lieben.

Franziska störte sie in ihren Gedanken. „Es ist ein Unglück mit einem Arbeiter an der Häckselmaschine geschehen. Ich soll Lysol und Verbandstoff bringen."

Marie raffte das Nötige zuſammen und lief ſchnell zum Stall. Dort ſtaute ſich die Menge vor einer Kammertür. Sie machten ihr Platz. Auf einer Matratze lag ein Knecht ausgeſtreckt, Heinrich Veldt und der Vogt waren über ihn gebeugt.

„Couſine, dies iſt ſchrecklich anzuſehen, ich fürchte, Sie werden es nicht ertragen.“

Ihr Stolz bäumte ſich. Für ſie gab es kein ‚ich kann nicht‘, wenn ſie wollte; ruhig trat ſie heran: der Anblick war grauenhaft. Der Arm des Mannes war fortgeriſſen, vom Ellbogen ab fehlte er ganz, bis zur Schulter waren noch die furchtbarſten Schnittwunden. Sie erblaßte, aber ſie kniete ruhig nieder und reichte dem Vetter das Verbandzeug. Mit großem Geſchick ſuchte er die Arterien und band ſie ab. Der Mann ſtöhnte, war aber bewußtlos. Blut und Schmutz beſudelten den Körper. Marie biß die Zähne zuſammen. Sie wuſch mit Watte das Geſicht des Verwundeten ab, bettete ihm ruhig, wie eine erfahrene Schweſter, den Kopf auf ein Bündel und ſchob etwas unter die verletzte Schulter. Da hörte man den Doktorwagen. Heinrich Veldt erhob ſich. Sein Blick fiel auf das Fenſterbrett, auf dem die verkrampfte Hand des Verletzten lag. Schnell warf er eine Jacke darüber, um Marie den widerlichen Anblick zu erſparen.

Der Arzt mußte die Amputation des Stumpfes ſofort vornehmen. Er betrachtete den Arm.

„Wer hat die Arterien unterbunden?“ fragte er erſtaunt.

„Ich," ſagte Veldt einfach.

„Herr Graf, Sie haben dem Manne das Leben gerettet. Er wäre unweigerlich verblutet. — Ich brauche aber mindeſtens zwei Perſonen zur Hilfe. Iſt hier keine Krankenſchweſter?"

„Nein," ſagte Marie, „aber Sie können ſich auf mich verlaſſen."

Der Arzt machte Einwendungen, aber Heinrich Veldt ſagte: „Meine Couſine wird Ihnen helfen." Da gab es keine Widerrede.

Marie wurde rot. Das war ein Zeichen von Anerkennung, und ſicherlich hatte Dachſtein recht, als er ſagte, aus Heinrichs Munde ſei ſo etwas koſtbarer als aus dem Munde eines andern.

Marie hatte noch einen ſchweren Kampf zu beſtehen, denn die Amputation war grauſig. Als alles vorüber war, ſahen ſich die beiden an.

Ihre Kleider waren blutbefleckt, ihre Geſichter kalkweiß. Sie waren tief erſchüttert und gingen ſchweigend zum Schloß. Oben in ihrem Zimmer wuſch Marie Geſicht und Hände und kleidete ſich um, aber immer blieb der Lyſolgeruch an ihren Händen haften, ſie mochte reiben, ſoviel ſie wollte.

Sie hörte die Worte: „Meine Couſine wird Ihnen helfen," und ſie wurde ſtolz. Alſo er hatte nicht an ihr gezweifelt, ſie nicht unterſchätzt. Ihr Gang war wieder elaſtiſch, als ſie hinabſchritt, ſie war aus der Lethargie der letzten Zeit aufgerüttelt worden.

Es war ſelbſtverſtändlich, daß ſie die Pflege des

Knechtes übernahm. Alle zwei Tage kam der Doktor, und es gelang, den Verwundeten am Leben zu erhalten.

Der Arzt ſagte ihr nach einiger Zeit: „Baroneſſe haben ein fabelhaftes Talent zur Krankenpflege, wenn ich immer ſo geſchickte Hände vorfände, wäre ich froh.“

Der einfache Mann ahnte nicht, wie er Maries wundem Herzen wohltat. Einer, der ſie anerkannte, der ihr ſagte, ſie ſei nicht ganz überflüſſig, der ihr einen neuen Gedanken gab: ‚Krankenpflegerin‘.

Von dem Tage an ließ ſie ſich Proſpekte von Krankenhäuſern ſchicken und befaßte ſich eingehend mit Ärztebüchern.

Es waren acht Tage ſeit des Knechtes Unfall vergangen, als Heinrich Veldt erklärte, er reiſe morgen endgültig ab. Die Ernte ſei ſo gut wie fertig, das übrige könne der Vogt leiten. Seine Anweſenheit wäre nicht mehr erforderlich. Es gab Marie einen Stich. Nun würde es wieder ganz ſtill werden in Veldt. Ende Oktober war es, und bis Juni mußte ſie nun ausharren, allein und einſam. Aber ſie wollte es tun, ſchon damit ihre Gedanken den Prinzen nicht freiließen.

Sechſtes Kapitel

Die Aufträge der Schweſtern kamen. Ria bat nur um den Schreibtiſch der Mutter mit allen Utenſilien und um ihr Porträt. Dete wollte, daß ihr

Anteil verauktioniert würde oder daß Heinrich ihr eine Pauſchalſumme zahle.

Marie ärgerte ſich. Sie hatte den Schweſtern die Liſten geſchickt, und dieſe hatten unterſtrichen, was ſie haben wollten, für ſie ſelbſt waren nur ſchwere Truhen, Herrenmöbel und geſchmackloſes Zeug übriggeblieben. Da ſtrich ſie Maggie einen Wunſch durch. Wenn ſie ſchon nur den Schund bekam, ſo wollte ſie wenigſtens ein ſchönes Stück behalten: das große Gemälde der Mutter, umgeben von ihren ſechs Töchtern; Ria war auf dem Bild ſchon erwachſen, in reizender Lieblichkeit, und ſie ſelbſt ſaß als Kleinſte auf der Mutter Schoß mit kecken, braunen Augen, in der Hand den Strumpf, den ſie vom roſa Füßchen gezogen. Sie hatte es aus Übermut beim Malen getan, und der Künſtler war ſo entzückt von der Bewegung geweſen, daß er ſie im Bilde feſtgehalten hatte. Ceſſy lachte darüber, und das gab dem Gruppenbilde eine reizende Zwangloſigkeit.

Marie betrachtete das Gemälde. Nein, Maggie ſollte es nicht in ihre Leutnantswohnung zwängen. Einen Augenblick dachte ſie: und wohin ſoll ich damit? Da kam ihr der Entſchluß: das Bild bleibt hier in Veldt, hier, wo es hingehört, wo wir alle gelebt, und wenn tauſend andre hier wohnen ſollten. Aber der Gedanke barg doch einen Stachel: eine fremde Frau würde mit kalten Augen das Bild kritiſieren, das ſie alle immer mit Liebe und Innigkeit betrachtet hatten.

Die Wünſche der Schweſtern wurden erfüllt, und Veldt ſah allmählich geplündert aus. Es war Marie

jedesmal, als würde ihr ein Stück Fleisch aus dem Leibe gerissen, wenn die Packer ein Stück nach dem andern holen kamen. Schließlich ging sie mit schleppenden Schritten durch alle Stuben. Die Wände waren kahl, nur die Ahnenbilder sahen auf die halbleeren Zimmer nieder. Jeder Tritt hallte in den großen Räumen.

Bisher waren es schöne, elegante Zimmer gewesen, nun sahen sie verwahrlost und verschmutzt aus. Die Tapeten waren fleckig; man sah, wo die Bilder gehangen hatten, die Damaste waren gebleicht und verschlissen, und nur wertloses Zeug stand noch hier und da herum. Einige schöne Kommoden und Schränke, etliches Porzellan, das zum Majorat gehörte, war der traurige Rest einstiger Herrlichkeit in verschiedenen Zimmern. Oben in den Gastzimmern war es nicht besser. Nur Detes Anteil, den sie verkaufen wollte, war noch komplett.

Marie fiel die Aufgabe zu, dies dem Vetter mitzuteilen. Sie saß über dem Brief und schämte sich für ihre Schwester. Immer wieder zerriß sie den Bogen. Schließlich schickte sie das Schreiben in folgendem Wortlaut ab:

„Lieber Vetter! Meine Schwester Kaiserling schreibt mir aus Kurland, sie könne sich unmöglich die Sachen, die ihr zufallen, dorthin kommen lassen, und bittet mich, sie verauktionieren zu lassen oder Ihnen zum Kaufe anzubieten. Bitte, antworten Sie mir, wie Sie darüber denken. Mit bestem Gruß

Marie Veldt."

Umgehend kam die telegraphiſche Antwort: „Werde Freitag mit Taxator um ein Uhr eintreffen.“

Marie ſah Franziska beſorgt an.

„In welchem Zimmer ſoll er ſchreiben? Es iſt ja alles verwüſtet?“ —

Es war ihr ſchrecklich, dem Erben Veldt in dieſer Verfaſſung zu zeigen. Es überkam ſie eine fieberhafte Tätigkeit. Sie räumte in den Stuben, trug alle brauchbaren Möbel in ihres Vaters Zimmer, hing die Bilder an und richtete es ſchließlich wohnlich und hübſch her.

Aber alle andern Räume waren nun ganz kahl. Sie fürchtete ſich vor dem Vetter, denn nun ſah er nicht nur alle inneren Wunden von Veldt, ſondern er erblickte es auch aller äußeren Herrlichkeit entkleidet. Es nutzte nichts, daß Marie allen Schmutz entfernen ließ, daß die Parketts und die Fenſter blitzten, das ausgeraubte Veldt ſah ſchrecklich aus.

Draußen lag tiefer Schnee, der dem Park ein zauberhaftes Ausſehen verlieh. Die alte Burg mit den Giebeln, Flügeln und Dächern lag poetiſch da wie im ſchönſten Sommerflor; rot leuchtete die Sonne und verklärte alles in ihrem Glanz.

Die Glocken des Schlittens läuteten von fern, Marie ſtand klopfenden Herzens am Portal. Sie war wie mit Blut übergoſſen, als Heinrich Veldt ſie begrüßte. Die Halle war leer, der italieniſche Schrank, in dem früher ſein Mantel gehangen hatte, fehlte. Er mußte den Pelz über einen Stuhl legen. Marie war es grenzenlos peinlich, ſie errötete noch tiefer.

Das Essen verlief in gedrückter Stimmung. Wenigstens war der Gobelinsaal unverändert geblieben, aber gleich nach Tisch öffnete der Diener die Flügeltüren zum Musikzimmer. Veldt schien nichts zu sehen, aber Marie schritt deprimiert neben ihm her. Als einziges Möbel stand das Billard im nächsten Raum. Dann kam das Herrenzimmer.

„Aber nein, wie hübsch es hier ist," sagte er sich umsehend, „wer wohnt denn jetzt hier?"

„Ich habe es für Sie herrichten lassen!"

„Ich danke Ihnen vielmals," sagte er freundlich, „so luxuriös habe ich noch nie gewohnt, mein Salon bestand immer nur aus einem Tisch, zwei Stühlen, einem Sofa und einem Schrank, und die waren alle nicht schön." Und wieder kam das Lächeln, das das hartgeschnittene Gesicht so seltsam verschönte.

Nach einer Weile bat er, Detes Möbel besichtigen zu dürfen. Franziska ging den Taxator holen. Marie und Heinrich schritten durch die Räume, sie waren leer, unfreundlich und eisig kalt. Ihr war beklommen zumute, und auch er war gedrückt. Sie sprachen kein Wort, fühlten eine tiefe Befangenheit in der veränderten Umgebung.

Der leere Salon wirkte am trostlosesten. Das große Familienbild hing einsam an der Wand. Er blieb stehen und stieß einen Laut des Erstaunens aus.

„Ich habe es mir behalten," sagte Marie verzweifelt, „ich wollte nicht, daß es fortkäme, weil wir alle hier gelebt haben, und wenn ich fortgehe, dann bitte . . .

bitte ..." und da war ein Ton in ihrer Stimme, wie der einer gesprungenen Saite, „nicht wahr, Sie werden es hier hängen lassen und es in Ehren halten ... Ich wollte in Veldt etwas behalten, etwas Persönliches, was ich sehr liebe, außer den Gräbern."

Es war vorbei mit Maries Fassung. Sie merkte, sie würde weinen, sie könnte die Tränen nicht mehr zurückhalten, denn alles kam zusammen: die Zerknirschung über das leere, verwohnte Haus, die Demütigung, daß sie alles zeigen müsse, und die Bitte einem Fremden gegenüber, das Bild ihrer schönen Mutter und der schönen, stolzen Schwestern zu ehren. Sie schlug die Hände vors Gesicht und schluchzte haltlos.

Heinrich Veldt war dunkelrot geworden. Sein Gesicht war gespannt, jede Muskel zeigte sich unter der Haut, als nähme er alle Kraft zusammen, um seine Worte zurückzuhalten. Er rührte sich nicht. Unbeweglich stand er — wie aus Stein.

Marie ballte das Taschentuch vor den Mund, um das Schluchzen zu unterdrücken, dann machte sie eine Handbewegung: ‚Ich kann nicht mehr, lassen Sie mich allein.'

Und Heinrich Veldt schritt leise hinaus.

Da warf sich Marie aufs Fensterbrett und drückte den Kopf gegen die Scheiben. Allein, so allein! Kein Mensch, der ihr ein gutes Wort sagte in ihrer Einsamkeit! Kein Mensch, zu dem sie gehörte! Sie wollte sich an den Gedanken an Egon anklammern, aber es kam ihr zum Bewußtsein, daß sie jetzt arm und heimat-

los war, daß sie in schlichtem schwarzen Kleid in leeren Zimmern saß. Nein, dahin konnte sie den lebensfrohen, verwöhnten Prinzen nicht rufen, in ihre klägliche Lage, armselig, hilfeheischend, womöglich zum Möbelverkauf!

Der Taxator fiel ihr ein, man brauchte sie. Sie strich das Haar glatt, hauchte auf das Taschentuch, um die roten Augen zu kühlen, und lief hastig zu den Fremdenzimmern.

Vor der Tür blieb sie stehen. Sie zog schnell eine Zigarette aus dem Etui und setzte sie in Brand. Nur nichts vor dem Händler anmerken lassen; der brauchte nicht zu wissen, daß Marie Veldt geweint hatte.

Drinnen hörte sie: „Ganz schlechter Tisch, nur als gebrauchtes Möbel zu bewerten, Wert etwa fünfzehn Mark. Sofa, gebrauchter Überzug, ganz stillos, fünfundzwanzig Mark, ein Stuhl, schon beinahe Gerümpel ..."

Da trat sie ein. Wie Ohrfeigen empfand sie des Fremden abfällige Schätzungen. Veldt sah angstvoll zu ihr hinüber, er hätte es ihr gern erspart. Aber sie war mit einem Male da, und der Taxator fuhr fort, den Stuhl geringschätzig zwischen zwei Fingern haltend: „Dafür gibt bei einer Auktion keiner mehr wie fünf Mark."

Graf Veldt hielt ein Notizbuch in der Hand und schrieb die Möbel und einzelnen Zahlen auf. Marie sah zufällig, wie er den Bleistift führte, als der Taxator fünf Mark sagte, und sie bemerkte, daß er eine zweistellige Zahl schrieb. Sie wurde rot: er schrieb also

mehr auf, als wie die Sachen wert waren, er würde Dete über den Preis zahlen. Sie hörte nicht mehr, was der Mann sagte, sie achtete nur genau auf den Preis und die Zahl, die der Vetter schrieb, fast jedesmal war es eine höhere.

Der Tag verblich, als endlich das letzte Stück abgeschätzt war. Der Taxator erhob sich: „Herr Graf, eigentlich ist es nicht mein Geschäft, so altes Zeug zu taxieren, das jeder Laie beurteilen kann. Ich hatte geglaubt Kunstwerke ..."

Da traf ihn solch eisiger Blick aus den kalten Augen, daß er bestürzt schloß.

„Liebe Cousine, Sie sind ja schon ganz erfroren, ich glaube, wir gehen nun wieder in ein geheiztes Zimmer."

Sie schritten schnell zum Herrenzimmer und rieben sich die Hände vor dem prasselnden Kaminfeuer.

„In vier Wochen ist nun Weihnachten," begann er möglichst herzlich, um den Eindruck der Taxation vergessen zu machen, „ich möchte gern, daß es in Veldt mit Weihnachtsfest und Geschenken gehalten wird wie früher. Ich habe mir Rechnungen zeigen lassen und möchte Sie nun bitten, Cousine, alles genau in dem Sinn Ihrer Eltern fortzuführen und die Bescherung an die Armen und Beamten wie immer zu machen. Ich lasse Ihnen das Geld dazu überweisen, da ich leider selbst nicht kommen kann."

Es flog ein Schatten über seine Züge.

„Wo verleben Sie das Fest?" fragte sie ihn.

Einen Augenblick zauderte er, dann schöpfte er Atem, und es war wieder, als hole er die Worte aus der tiefsten Tiefe heraus.

„Ich gehe zu meiner Mutter."

Marie wußte, daß sie zur katholischen Kirche übergetreten war und in einem französischen Kloster als Dame en chambre lebte. Sie war, wie alle Konvertiten, fanatisch und bigott geworden. Sie kam nie mehr nach Deutschland, aber ihr Sohn, ihr einziges Kind, reiste jährlich um Weihnachten zu ihr. —

Sie schwieg.

Nach einem kurzen inneren Kampf begann er, aber seine Stimme war heiser und die sonst so gewählte, glatte Redeweise stockend: „Meine Mutter lebt in einem Kloster, und um nicht ganz die Fühlung mit ihr zu verlieren, gehe ich zu dem Fest zu ihr, das in unsern Religionen das gleiche ist, und sie dankt es mir." —

Wieder eine Pause, in der Marie den eigenen Herzschlag hörte. Sie wußte, was er empfand. Er, der Protestant aus alt-evangelischem Stamm, schien der Cousine gegenüber die Mutter verteidigen zu müssen für den ihnen beiden so unbegreiflichen Schritt. Er fuhr mit schwerer Stimme fort: „Meine Mutter hat kein frohes, sie befriedigendes Leben gehabt, sie mußte viel leiden und hat dort erst Trost und Frieden gefunden. Darum freut es mich für sie, denn es kommt ja schließlich nicht darauf an, was man glaubt, sondern daß man überhaupt glaubt." —

Seine Verteidigung klang gezwungen, und Marie sah, wie schwer dieser Mann gelitten haben mußte. Sie antwortete ihm so einfach herzlich, daß die Spannung in seinem Gesicht sich löste.

„Wie lange ist sie schon fort?"

„Acht Jahre."

„Ihr Vater starb erst voriges Jahr?"

„Ja, er starb allein, meine Eltern lebten seit zehn Jahren getrennt."

Nun war es wieder, als müsse er den Vater verteidigen.

„Mein Vater war ein einfacher, rechtlicher Mann, aber fest und hart, und hatte kein Verständnis für eine so ideal angelegte und schwärmerische Natur wie die meiner Mutter."

Marie sah, wie schwer ihm auch diese Äußerung wurde, darum fragte sie schnell: „Nicht wahr, in Badenhausen lebt noch ein Großonkel?"

Er warf ihr einen Blick zu. „Ja, er ist siebzig Jahre alt und noch sehr rüstig. Seine Frau ist vor ein paar Jahren gestorben. Er ist ein armer Sonderling, ein sehr bedauernswerter Mann. Ich verehre ihn sehr, obgleich er, selbst wenn ich stundenlang bei ihm war, oft kein Wort mit mir sprach." —

Jetzt sah sie das Leben Heinrich Veldts vor sich: Die Eltern, die sich nicht verstanden, und der Onkel, der wochenlang nicht mit ihm gesprochen. Das war seine Jugend gewesen; und nun verstand sie, daß er in Arbeit und Pflichttreue Ersatz gesucht hatte, um die

vielen kleinen Quälereien des Lebens zu ertragen und zu überwinden.

„Nicht wahr, Sie erben auch Badenhausen?“

Wieder traf sie der forschende Blick.

„Ja, ich bin ja der letzte Veldt.“

Der letzte Veldt. Dieser Letzte war ein ganzer Mann. Er war kein degenerierter Zweig am alten Stamm.

Zum Abendzuge wartete schon der Schlitten vor dem Portal. Er reichte ihr die Hand.

„Ich wünsche Ihnen kein zu trauriges Fest in dem einsamen, alten Veldt. Es liegt viel Trost darin, seine Verstorbenen geliebt und geachtet zu haben und sie im Tode glücklich vereint zu wissen.“

Marie traten die Tränen in die Augen, aber ihr Mund lächelte. Er hätte die Mutter wohl auch lieber an der Seite des Vaters gesehen, im Frieden mit ihm begraben, als dort im Kloster, den Ihren entfremdet, für seine verlorene Seele in der Verdammnis Messen lesen lassend ... und heiß kam ihr der Wunsch: ich möchte dem Armen, Einsamen ein wenig Wärme geben ...

Er wandte noch einmal den Kopf und nahm den Hut winkend ab. Das war eine Handbewegung, die bei Heinrich Veldt sehr selten vorgekommen war, und freudig empfand Marie die Auszeichnung.

⊕ ⊕ ⊕

Nun war es öde in Veldt, grenzenlos öde und einsam. Und Weihnachten war der ödeste, leerste, trostloseste Tag. Tauwetter, Schmutz und Regen, Feuchtig-

keit in allen Räumen. Auf den großen Fluren war es eisig, denn Marie heizte nur ihre und Franziskas Zimmer. Sie aßen in einem kleinen Vorraum.

Die Einsamkeit legte sich bleiern auf sie. Sie sehnte sich nach etwas andrem, und doch hatte sie der Schwestern Bitten, mit ihnen Weihnachten zu feiern, abgeschlagen. Den Jubel der Kinder scheute sie, die Freude der Eltern, die Veldt gewissermaßen schon vergessen hatten, würde sie tief verletzen. Und der Gedanke, Kleider und Hüte zu probieren, sich für Gesellschaften elegante schwarze Sachen anzuschaffen, war ihr schrecklich. Das einfache dunkle Kreppkleid war ihr wie eine wohltuende Beruhigung. Es war ja ganz gleichgültig, wie sie aussah. Es sah sie niemand, sie brauchte nicht an sich zu denken.

Blickte sie in den Spiegel, so dachte sie: ‚Wie schnell werde ich alt! Das ist doch unmöglich die blühende, lachende, strahlende Marie Veldt.‘ Blaß war sie und glanzlos.

Im Januar, als der Schnee metertief lag, hatten ihre Briefe an Ria wohl sehr melancholisch geklungen, denn eines Tages sagte sich diese an. In einen wundervollen Sealskinmantel gehüllt, sprang sie aus dem Schlitten, mit roten Backen und blitzenden Augen, strahlender denn je. Neben ihrer Schönheit verblich Marie ganz.

Ria beschwor ihre Schwester fortzugehen, aber diese schüttelte den Kopf.

„Ria, siehst du, ich habe alles verloren, die Eltern

und ... und Egon ... Nun habe ich nur noch ein paar Monate Veldt, es ist mein letztes, und darum will ich nicht fort. Und dann," sie errötete tief, „hier in der Einsamkeit habe ich Zeit, an ihn zu denken. Hier stört mich niemand, hier sehe ich ihn immer vor mir, wie er mit mir sprach, hier antwortet er mir, hier weiß ich: es ist jemand auf der Welt, der immer an mich denkt, der mich unbeschreiblich lieb hat."

Ria war in den Schatten getreten.

„Bébé, besinnst du dich nicht, daß ich dir zum Abschied sagte: In der Einsamkeit hüte deine Gedanken?"

Da fuhr Marie auf. „Aber Ria, das tue ich ja gerade. Die Liebe ist unser Bestes auf der Welt, denn ohne sie ist alles flach und kahl, und ich will sie nie verlieren; ich verliere sie auch nicht. Ich will und werde ihn lieben bis zum letzten Atemzug!" Sie stand mit blitzenden Augen vor Ria. „Bis zum letzten Blutstropfen, mag kommen, was da wolle. Stark ist das Schicksal, ich will stärker sein. Wenn die Liebe ertötet werden soll durch Zerstreuungen und Vergnügungen, so denke an den Vers:

Die Wunde, die sich blutend schloß,
Schrie laut nach Lust in ihrer Not,
Und warf sich in den Staub der Welt,
Der schöne Gott in ihm war tot."

Ria sah, hier in der Einsamkeit hatte Marie sich in den Gedanken eingebohrt, sie war fanatisch in ihrer Liebe geworden. Aus ihrem Herzen hatte sie eine

koſtbare Schale gemacht, die barg einen Edelſtein: ſeine Liebe.

Ria ſchien mit Worten zu kämpfen. Langſam, zögernd begann ſie: „Kind, das iſt alles ſehr ſchön, was du da ſagſt, und du haſt in der Theorie recht, aber in der Praxis? Glaubſt du, daß ein junger Mann, der mitten in der Welt lebt, nicht leichter vergißt? Daß er dir immer eine Treue hält, die keinen Zweck und kein Ziel hat?"

„Ria, ich flehe dich an, zerſtör' mir nicht alles, ich bitte dich, laß mich an einen Menſchen glauben, nimm mir nicht das letzte Schöne, was ich beſitze, nimm mir nicht den Glauben an ſeine Liebe!"

Ria rang mit ſich. Sie ſtand am Fenſter und blickte auf die verſchneiten Gartenwege nieder, denn ſie wagte nicht, ihrer Schweſter in die Augen zu ſehen. Einem ſo leidenſchaftlichen Menſchen konnte ſie den großen Schmerz nicht antun. Wer weiß, was Marie dann beginnen würde.

Sie brach das Thema ab und fragte nach den Möbeln, dem Vetter.

Marie fühlte ſich nicht verſtanden, und glaubte zu viel von ihrer Seele gezeigt zu haben.

Sie ſchilderte des Vetters Wirken. Klar und einfach zeichnete ſie ſeinen Charakter. Ria horchte geſpannt, dann begann ſie viele kleine Züge von ihm zu erzählen.

„Woher weißt du das alles?" fragte die Schweſter erſtaunt.

„Ich habe mich nach ihm erkundigt und hörte überall sagen: der junge Veldt ist der kommende Mann."

Marie schüttelte den Kopf.

„Der kommende Mann? Nein, das glaube ich nicht. Dazu fehlt ihm der Schwung eines starken Impulses, der die Massen hinreißt. Er wägt alles ab, aber er zaudert. Bei ihm ist alles klug durchdacht. Er ist ein eiserner Arbeiter und wird es dadurch weit bringen, aber das Feuer eines Bismarck fehlt ihm, der Mut des großen Entschlusses, des Schlages, der sich im Notfall selbst für seine Sache opfert. Ihm fehlt der Überblick des Genies, der ein Ziel da klar vor sich sieht, wo der Durchschnittsmensch überhaupt nicht hinzublicken wagt."

Ria widersprach: „Er wird sicher in den Reichstag gewählt werden, denn die Herrenhausrede in diesem Winter, wo er Papas Stelle als erbliches Mitglied eingenommen, war direkt eine Sensation. Er ist eben dreißig Jahr geworden und hat durch seine Rednergabe, durch seinen praktischen Verstand und seine Logik verblüfft. Liest du denn nie eine Zeitung? Das Herrenhaus tagt gerade, und er wird gewiß wieder reden, da sein Vorschlag viel Staub aufgewirbelt hat."

„Worüber sprach er denn?"

„Über die Wahlreformen, jetzt gerade eine Zeit- und Streitfrage. Man sagt, er wolle sich für die konservative Partei im Reichstag aufstellen lassen, um seine Ansichten auch dort durchzusetzen. Und was er will,

erreicht er. Er bittet nicht, wenn er nimmt. Er wägt lange, aber dann hält er feſt, wonach er greift.“

„Seltſam, daß er erſt mit dreißig Jahren den Aſſeſſor macht!“ warf Marie dazwiſchen.

„Weil er drei Jahre bei berühmten Ärzten in Kliniken arbeitete.“

Nun begriff Marie ſein geſchicktes Zufaſſen bei dem verwundeten Knecht, aber es ſchmerzte ſie, daß er ihr kein Wort von ſeinen Studien geſagt hatte. —

Ria war klug. Sie hatte der Schweſter größtes Intereſſe wachgerufen. Es war kaum eine Stunde her, da hatte Marie der ſchillernden Vorzüge des Prinzen gedacht, nun ſtaunte ſie über die poſitiven Fähigkeiten des ſchweigſamen, korrekten Vetters.

Zufrieden über den Samen, den ſie geſät, reiſte Ria ab. Wo die Ideale der Liebe nutzlos waren, hatte ſie Mißtrauen erweckt, und hier hatte ſie ein Intereſſe wachgerüttelt für einen, der es wert war. —

Maries Diakoniſſenidee begann wieder aufzuleben. Trotzdem ihr all die dunkeln Proſpekte mißfielen, lebte ſie ſich in die Idee ein, ſah ſich Kranken Linderung bringen, Troſtworte ſpenden.

Und über all dem ſchmolz der Schnee.

Von Ria trafen immer Kreuzzeitungsausſchnitte ein, die Reden des Vetters enthielten. Marie verſchlang jedes Wort, ſie wollte orientiert ſein, wenn er einmal davon ſprach.

Siebentes Kapitel

Die erſten Kätzchen blühten an den Weiden, der Pflug zog tiefe Furchen durch den Acker. Der Frühling kam. Marie fürchtete ſich vor ihm, denn es war ihr letzter Frühling in Veldt.

Der Vetter hatte ſich angeſagt.

Ob er von Weihnachten erzählen würde? Von ſeiner Mutter? Sie brannte vor Neugierde, etwas davon zu hören. Ob er von ſeinen Reden ſprechen würde oder wieder mit gleichgültigen Augen an ihr vorbeiſehen? Nein! Er ſollte es nicht. Sie würde ihm beweiſen, daß ſie als Krankenpflegerin etwas leiſten würde, er ſollte ſie als Frau nicht gering achten. Sie fühlte ſich wieder jung, friſch und tatendurſtig. Die Jugend forderte ihr Recht. Einer Natur wie Marie war es unmöglich, ewig an Verlorenem zu zehren.

Der Vetter lobte die friſche Farbe auf ihren Wangen, und Marie erzählte, wie dankbar ihm die Leute geweſen, daß ſie ihr Weihnachten durch ſeine Güte hätten feiern können.

Es war etwas in ſeiner Art, das ſie erfreute und gleichzeitig feſſelte. Man wußte nie, was er ſagen würde, wie ſein Urteil lauten könnte. Heute wollte ſie ihm imponieren. Sie ſetzte ſich zurecht. „Wäre es Ihnen unangenehm, wenn ich im Sommer meine

Möbel hier noch ſtehen ließe, weil ich nicht recht weiß, wohin ich damit ſoll, wenn ich fortgehe?"

Er hob den Kopf ein wenig erſtaunt. „Aber bitte ſehr, das Schloß iſt ja groß genug, ich brauche die Räume nicht."

Marie ärgerte ſich, daß er nicht einmal fragte, wo ſie hinzugehen gedachte. Aber ſie wollte den Schlag führen, der ihn in Bewunderung verſetzen ſollte. „Ich will nämlich Krankenpflegerin werden," ſagte ſie oſtentativ.

Er ſah ſie nur flüchtig von der Seite an und antwortete nichts. Alſo ſchien er es nicht zu glauben, er traute es ihr nicht zu. Sie ſprach ſcharf und klar wie bei einer Rede.

„Der Arzt hat mir geſagt, ich hätte Talent zu dieſem Beruf, und er intereſſiert mich ſehr. Ich habe mich daher eingehend mit ihm beſchäftigt und mich entſchloſſen, nach England zu gehen." Sie hatte alles ſehr ſelbſtbewußt, ſehr ſicher vorgebracht und ſah ihn nun herausfordernd an.

Er ſpielte mit einem Federmeſſer, nun legte er es fort und hob die Augen. „Ich für meinen Teil würde meine Dienſte immer nur meinem Vaterlande anbieten."

Marie ſaß ganz ſtill. Ihr war, als hätte ſie etwas ſehr Schönes, Koſtbares in Händen gehalten, das er nun mit einer Keule in Scherben zerſchlug. Sie kam ſich ganz klein und beſcheiden vor, von allem Nimbus der aufopfernden Schweſter entkleidet. Sie hatte ſich

ſchon in Whitechapel mit dem geladenen Revolver in der Taſche geſehen, furchtlos Kranken helfend, nachts Betrunkene und Unglückliche von der Straße aufleſend, ermunternd, tröſtend. Wie eine Heldin war ſie ſich vorgekommen, und nun hatte er nur einen abfälligen Satz über ihren Entſchluß. Es ſchien ihm alſo ganz ſelbſtverſtändlich, daß ſie, die ſchöne verwöhnte Baroneſſe Veldt, der alle Welt zu Füßen gelegen, ſich für ihre Mitmenſchen opferte.

Und doch, der Satz hatte ſie getroffen. Sie dachte an ihre Hofdamenzeit, wie jeder kleine Tadel ſie zur Wut gereizt hatte, wie ſie nie hatte gehorchen können, und nun ſollte ſie als arme Diakoniſſin ein Leben des unbedingten Gehorſams führen können?

Sie fühlte ihre unternehmende Jugendkraft, aber auch ihren Hochmut, ihre Eitelkeit, die nicht ſo leicht zu dämpfen waren, ſie empfand ihre Untüchtigkeit.

Ja, im großen Moment groß ſein, zufaſſen, wo es Mut, Energie und Entſchloſſenheit verlangte, da war ſie die erſte, aber die kleinen Nadelſtiche, die häßliche Alltäglichkeit eines ſchmuckloſen Krankenhauſes, das ſcharfe Lyſol, deſſen Geruch ewig an den Händen haften blieb, das Herumgeſtoßen- und Kommandiertwerden konnte ſie nicht ertragen. Das wurde ihr jetzt klar. Ihr war, als ſtände ſie vor einer großen, leeren Tiefe; ſie wußte nicht mehr, welchen Inhalt ſie nun noch ihrem Leben geben konnte. In ihr ſtiegen die Tränen empor. Da ſtand ſie auf und ging in ihr Zimmer.

Er ſah ihr nach, etwas in ihrer Haltung war be-

klagenswert, hilflos. Wo war der königlich stolze Gang geblieben? Auch sie empfand es. Sie war nicht mehr die Stolze, die Selbstsichere, die Siegerin. Und schluchzend warf sie sich auf ihr Bett.

Zum Abend ließ sie sich durch Franziska mit Kopfweh entschuldigen und blieb in ihrem Zimmer. Sie fühlte sich furchtbar einsam und verlassen. Heinrich ließ ihr gute Besserung wünschen, er hoffte sie morgen früh wieder hergestellt zu sehen, er müsse leider schon um ein halb zwölf Uhr fort.

Franziska richtete es aus und wünschte ihr Gutenacht. Und Marie schluchzte, schluchzte. So vergessen war sie von allen, so nebensächlich. Niemand, der sie liebte und mit ihr sprach.

⊕ ⊕ ⊕

Am nächsten Morgen sah sie blaß und verschwollen aus; die Augenlider waren noch ganz dick. Sie wollte dem Vetter so spät wie möglich begegnen, damit er es nicht merke.

Um elf Uhr ging sie hinunter. Es war ein herrlicher, warmer Sonnentag. Sie schritt durch die leeren Zimmer und öffnete alle Fenster, um die abgestandene, feuchtkalte Luft zu vertreiben. Ein Fenster im großen Salon war verquollen. Sie riß mit aller Gewalt daran. Da öffnete sich ein Spalt der Tür des Herrenzimmers; Heinrich wollte sehen, wer dort solchen Lärm mache. Schnell kam er ihr zu Hilfe und öffnete das Fenster mit einem Ruck.

Marie ſprang vom Fenſterbrett herunter, ihr Rock blieb hängen, es gab einen breiten Riß, und ein langer, ſchwarzſeidener Volant des Futters hing zu Boden.

„O weh!“ ſagte er, „war ich daran ſchuld?“

„Nein, nein, es macht auch nichts, es iſt nur getrennt.“ Sie nahm die endloſe Schlange über den Arm.

Nun ſagten ſie ſich erſt Gutenmorgen.

„Iſt Ihnen beſſer?“ fragte er freundlich.

Marie wurde dunkelrot.

„Ich danke Ihnen, ja.“

Das helle Sonnenlicht war unerträglich, der Vetter mußte die verſchwollenen Augen ſehen. Sie drehte krampfhaft den Kopf zur Seite.

„Ich fahre heut nach Berlin,“ ſagte er, „und werde wohl lange nicht nach Veldt kommen. Darf ich fragen, wann Sie nach England gehen, damit ich nicht auf einmal hier ein leeres Haus vorfinde?“

Marie wurde blaß nach der Röte vorher. Sie ſchlug die Augen nieder. Er erſparte ihr auch nichts, aber ſie haßte alle Feigheit, phyſiſche und moraliſche. Sie hob plötzlich den Kopf und ſah ihn voll an.

„Ich habe den Plan ganz aufgegeben, weil ich mich doch nicht dazu eigne. Ich bin auch zur Pflegerin unfähig.“

Sie ſagte es mit Nachdruck. Wenn er ſie verachtete, gut, dann wollte ſie ihm diesmal zuvorkommen.

„Ich habe nichts Vernünftiges gelernt, ich bin im Luxus erzogen, ich kann nichts gründlich. Ich habe nie gehorchen können, ich habe immer meinem eigenen

Willen leben dürfen, und daher bin ich nun ganz unfähig zu einer ernsten und schweren Tätigkeit."

Es war, als schleudere sie jedes Wort sich selbst vor die Füße, ihren Stolz, ihre Eitelkeit, ihr Selbstbewußtsein. Sie kam sich all dessen entblößt vor, wie dies Zimmer von seinen Möbeln, mit seinen zerschlissenen Damasten und verblichenen Stellen. Nun war ihr alles gleichgültig. Sie lehnte sich erschöpft an die Wand und fuhr müde fort: „Nun ist ja auch Veldt so öde und leer. Was werden Sie mit all den häßlichen, verwohnten Zimmern machen, wo wir alle Möbel fortgeholt haben?" Der Schmerz um die schöne Heimat, die sie selber so verwüstet hatte, machte ihre Stimme zittern. Da sah er ihr fest in die Augen.

„Hier wird es werden, wie es war, dort mein Zimmer, hier der Salon meiner Frau." —

Entsetzt starrte sie ihn an.

„Ihrer Frau?"

Nun wurde auch er rot.

„Ja, meiner Frau; meinten Sie, ich würde allein in Veldt leben?"

Ihr Blick glitt verzweifelt zum großen Familienporträt. Ihr war, als müsse sie es herunterreißen; eine Fremde sollte es nicht behalten. Es lag etwas verzweifelt Entschlossenes in ihrem Gesicht. Das Schlimmste war gekommen: eine Fremde in Veldt, und sie eine Heimatlose.

„Wer ist sie denn?" stieß sie heraus.

Da sah er ihr fest in die Augen.

„Du, Marie!“ — —

In dem Augenblick donnerte unten die ſteinerne Brücke; ſein Wagen zur Bahn fuhr vor. Sie öffnete die Augen, als hätte ſie nicht recht gehört. Ihre Hand taſtete nach einem Stützpunkt. Seine Bruſt hob und ſenkte ſich, der Atem ging ſtoßweiſe. Seine Augen hingen in höchſter Spannung an ihren Zügen. Da ſchlug die Turmuhr ein halb zwölf. Er nahm ihre willenloſe Hand und drückte ſie ernſt und feſt. Aber die ſeeliſche Erregung ging über ſeine Kraft. Schnell wandte er ſich um und verließ wortlos das Zimmer.

Und Marie ſtand allein. Sie lehnte ſich an die Wand, ihr ganzer Körper bebte und zitterte. —

Draußen rollten die Räder, ſie hörte Getrappel der Pferde und wandte mechaniſch den Kopf. Da ſah ſie, wie der Wagen über die Brücke fuhr.

Heinrich Veldt blickte ſich nicht um.

Sie verſuchte ihre Gedanken zu ſammeln. Hatte er nun um ihre Hand angehalten? Er hatte nicht gefragt: liebſt du mich, er hatte überhaupt nicht gefragt, und ſie hatte gar nicht die Zeit gehabt, um zu antworten. Ihre Gedanken verwirrten ſich. Da merkte ſie, daß ſie immer noch den abgeriſſenen ſchwarzen Volant über dem Arm trug, und dachte: ‚Ich muß ihn annähen.‘ Sie ſchritt über den langen Flur zu ihrem Zimmer, aber als ſie den Faden in der Hand hielt, wußte ſie nicht mehr, was ſie hatte tun wollen.

‚Habe ich all das nur geträumt?‘ Sie fühlte ſich ganz hilflos.

Sie lief an den Schreibtisch und schrieb ein Telegramm.

„Fürstin Freudenlohe, Wien. Heugasse.

Bitte komme sofort. Marie."

Nun brauchte sie nicht mehr zu denken, Ria kam, die wußte sicher Rat.

Zwei Stunden darauf war die Antwort da.

„Wenn Anschluß an Orient-Expreß erreiche, bin ich morgen mittag dort."

Ria ließ sie nicht im Stich, sie würde ihr helfen, sich zurechtfinden. Denn was sollte sie beginnen? Sie liebte doch den Prinzen, all ihre Gedanken galten ihm. Sie mochte ja Heinrich Veldt gern, sehr gern, sie vertraute ihm, sie achtete ihn. Aber ihn heiraten? Wieder kamen ihr Baron Dachsteins Worte in den Sinn: „Ich bin stolz, Heinrich Veldts Freund zu sein." Also sie konnte stolz sein, seine Frau zu werden.

Was sagte Ria? „Er fragt nicht, wenn er nimmt." Auch sie hatte er nicht gefragt; es schien ihm also selbstverständlich, daß sie einwilligte, seine Frau zu werden. — Womöglich sollte sie noch hocherfreut über die Ehre sein.

Der Gedanke reizte sie. ‚Er hatte eben die Gelegenheit ausgebeutet, wo ich hilf- und heimatlos war,' sagte sie sich, ‚aber ich brauche mich ja nicht beugen, ich kann immer noch Diakonissin werden.' Der Prinz und ihre Liebe zu ihm kamen ihr wieder in den Sinn. ‚Ich kann Heinrich nicht nehmen, ich muß, ich will Egon die Treue bewahren.'

‚Wenn nur Ria erſt hier wäre!‘

Gegen Mittag kam Ria an. Sie umarmte Marie erregt. „Na, was iſt los, Bébé?“

Da fing die jüngſte Veldt an zu ſchluchzen. „Ach furchtbar, Ria, furchtbar! Heinrich hat um mich angehalten.“

Ria machte ſich von ihr los. Angſtvolle Spannung ſtand in ihren Zügen.

„Und du? Was haſt du geantwortet?“

Marie ſchlug die Hände vor das Geſicht. „Er hat gar keine Antwort abgewartet, ich hatte überhaupt keine Zeit zu ſprechen.“

„Gott ſei Dank!“ Ria atmete erleichtert auf. „Nun erzähl mir einmal.“

Da berichtete Marie. Ria hörte aufmerkſam zu, ab und zu ging ein amüſiertes Lächeln über ihr Geſicht.

„Nun, Bébé, was denkſt du jetzt zu tun?“

„Ich weiß nicht,“ kam es verzweifelt zurück, „ich habe dir ja telegraphiert.“

Da lachte Ria. „Du haſt das Geſcheiteſte getan, was du tun konnteſt. Mir ahnte ſo etwas, drum fuhr ich Hals über Kopf fort. Ich werde dir helfen, Bébé.“

„Ria, du weißt, daß ich einen andern liebe.“

„Ja, Marie, ich weiß es, aber du liebſt eine Märchengeſtalt. Du liebſt einen, den du nur wenig kennſt, der dir als Ideal vorſchwebt und doch keines iſt. Wenn du die zwei Männer zuſammen kennen gelernt hätteſt, wer weiß, welchem du den Vorzug gegeben hätteſt? Heinrich Veldt hatte Unglück: er kam als zweiter.“

Marie unterbrach ſie. „Ria, hier iſt kein Vergleich möglich, die beiden ſind ſo verſchieden wie Feuer und Waſſer.“

„Du haſt recht, Bébé, Feuer und Waſſer. Der eine verſengt, verbrennt und verzehrt, und der andre hat die ruhige Stabilität des Waſſers. Aber wenn der Sturm kommt, kann auch deſſen Seele in großen Wellen gehen, aber Wellen, die nicht herunterziehen, die tragen. Mit ihm läuft man keine Gefahr. Und jene ſtarken Wellen tragen in einen ſicheren Hafen.“

„O, Ria, du verſtehſt das nicht. Siehſt du, ich erkenne ihn an, ich achte ihn, aber ich liebe ihn nicht. Mich von ihm küſſen laſſen! Nein, nein! Das wäre furchtbar!“

Ria ſah zu Boden und entgegnete leiſe: „Es gibt Furchtbareres auf der Welt als das.“

Da ſchwieg Marie entwaffnet.

Marie dachte nach. Nein, er hatte nicht einmal ihre Hand geküßt; er verlangte nicht danach und nicht nach ihr, der ſchönen Marie Veldt. Ihr fiel die ſterbende Urſula ein, die keine hohe Meinung von der Liebe gehabt hatte; vielleicht war die Achtung, die ſie ihm entgegenbrachte, das Rechte. Aber ſie quälte ſich.

„Er weiß, daß ich ihn nicht liebe, er muß es wiſſen, und er hat die Situation ausgenutzt.“

„Sehr klug von ihm,“ ſagte Ria kühl, „in einem andern Augenblick hätteſt du ‚nein‘ geſagt.“

„Und muß ich jetzt ‚ja‘ ſagen?“ kam es matt und zögernd von ihren Lippen.

„Allerdings! Den Grafen Veldt ſchlägt man nicht aus.“

„Aber Ria, ich liebe ihn nicht,“ klang es noch matter und zögernder.

„Und warum?“

„Aber du weißt es, ich liebe den andern.“

Ria ſah ihr feſt in die Augen. „Marie,“ begann ſie mit feſter Betonung, „es iſt alles ſehr ſchön und ſehr treu von dir, aber bedenke, wenn er dich nun nicht mehr liebt?“

Da warf Marie den Kopf zurück und ſtraffte das Genick. Ihre Züge wurden maßlos ſtolz.

„Ria, er kann mich nicht vergeſſen haben, das fühle ich. Ich habe die Wiener Komteſſen und Erzherzoginnen geſehen: — halte mich für eingebildet, aber ſage mir eine, die mich ausſticht. Weißt du eine? — Du willſt mir jetzt einreden, daß er mich vergeſſen hat, damit ich Heinrich Veldt heirate. Du biſt ſehr klug; aber ich falle nicht darauf herein. Wenn du mir eine nennſt, die er liebt, heiß und zärtlich liebt, die er küßt und über alles hochhält, dann will ich es glauben, ſonſt nicht.“

Ria zögerte. Man merkte, daß ſie etwas ſagen wollte, aber ſie ſchwieg.

„Nun, ſiehſt du, alles war Erfindung, um mich zu verblüffen.“

„Marie, du mußt dir klarmachen, was du tuſt, wenn du Veldt ausſchlägſt. Du verwundeſt einen bedeutenden Mann, der dich von Herzen liebt. Du zerſtörſt vielleicht eines Menſchen Leben, ohne irgend etwas dafür ein-

zutauſchen. Du könnteſt geben, glücklich machen und biſt geizig damit, und Glücklichmachen, Geben iſt das Schönſte für eine Frau. Sei vernünftig, Bébé, wie ſtehſt du vor dir da, wenn du in einem Jahr die Verlobung des Prinzen lieſt? — Und kennſt du ſeine Gedanken? Glaubſt du, daß er will, daß du ſeinetwegen dein ganzes Leben vertrauerſt? Er war gerade bei uns, als dein Telegramm kam, und erſchrak, als ich den Inhalt vorlas. Ich ſagte ihm meine Vermutung, er meinte: ‚Wenn ich nur nicht im Wege ſtehe, es iſt vielleicht ihr Lebensglück.‘ Er erzählte mir, daß du ihm einmal eine Zeile zu leſen gegeben hätteſt: ‚It lies not in our power to love or hate, for love in us is overruled by fate!‘ Das Schickſal iſt da, Marie. Er fühlte es auch, darum bat er mich: ‚Sagen Sie ihr, ich wünſchte ihr alles Glück für ihr neues Leben!‘“

Marie ſaß da. Zerknirſcht, ernüchtert. Sie hätte alles für Erfindung gehalten, aber den Vers konnte Ria ſich nicht ausgedacht haben. Er bürgte für die Wahrheit ihrer Worte.

„Na, denn meinetwegen,“ ſtieß ſie erbittert heraus, „meinetwegen!“

„Allerdings: deinetwegen,“ ſagte Ria ruhig. „Was willſt du nun tun? Du mußt ihm antworten.“

Marie zog die Stirne kraus. „Er ſchien ja ſeiner Sache ſo ſicher zu ſein, er wartet gar nicht auf eine Antwort.“

„Nun, weißt du, ich beneide Heinrich Veldt nicht. Er bietet dir den Platz an ſeinem Herzen an, er bittet dich, Herrin von Veldt zu werden, und du haſt kein

Wort für ihn. Jetzt ist er seit vierundzwanzig Stunden in Berlin, denkt unentwegt deiner, wartet angstvoll und erhält keine Antwort. Weißt du ihm nichts zu schreiben? Hältst du die Liebe Heinrich Veldts so gering?"

Bei Marie schlug plötzlich die Stimmung um, sie fühlte, daß Heinrichs Liebe nicht gering sein konnte, daß sie stolz auf sie sein mußte. Stürmisch umhalste sie Ria. „Du Gute, laß mich allein, ich werde schon ein paar Worte finden."

Aber der Brief wurde ihr doch unsagbar schwer. Der weiße Bogen grinste sie höhnisch an. Hier sollte sie ihr Leben entscheiden. Das Schicksal siegte, nicht sie. Wieder und wieder tauchte sie die Feder ein. Was sollte sie schreiben, wie ihn anreden? Sie wußte es nicht; so machte sie quer über den Bogen einen Strich und setzte mit großen, ein wenig krausen Buchstaben darunter:

„Ich erwarte Dich. Deine Braut."

Am nächsten Mittag kam sein Telegramm: „Bin Sonntag sieben Uhr früh in Veldt."

Marie sah Ria an. „Jetzt ist nichts mehr daran zu ändern! Ria, um sieben Uhr in der Früh! Und mir ist Frühaufstehen schon an und für sich gräßlich, ich fühle mich dann so flau, Ria, laß mich keine Sekunde allein, damit er mich nicht küßt." —

Eine schreckliche Nacht kam. Schluchzend lag sie in den Kissen und nahm Abschied von Egon. Sie sah ihn vor sich, strahlend mit dem Siegerblick, wie er ‚Mädele' sagte, wie er mit den Augen bat ... Und sie war Heinrich Veldts Braut!

Um ſechs Uhr früh ſtand ſie blaß und gefaßt auf. Sie wurde hart. Mochte jetzt kommen, was da wollte.

Im Herrenzimmer traf ſie Ria. „Mir iſt ganz übel zumute, als revoltierte mein Magen. Ich kann nicht ſchlucken vor Nervoſität.“

Ria ſah ſie traurig an. „Kind, Heinrich Veldt tut mir mehr leid als du. Er kommt zu ſeiner Braut, und die iſt verkatert.“

„Ich kann nichts dafür. Ich mag ihn ſo gern als meinen Vetter, aber mehr, mehr — Siehſt du, Ria, ich weiß, wie ſehr ich lieben kann, und ſchäme mich, ihm nur Achtung und ein winzig bißchen Liebe entgegen zu bringen. — Sag mir, wenn er fragt, muß ich ihm alles ſagen? Es wird ihn furchtbar verwunden.“

Ria ſtrich ihr beruhigend über das braune, wirre Haar, aber ihr Blick war angſtvoll. „Sag nichts, wenn er dich nicht fragt.“

„Wie du meinſt; nur komme ich mir dann ſo unehrlich vor. Ich bleibe in meinem Zimmer, ſchicke ihn mir, Ria.“

⊕ ⊕ ⊕

Die Älteſte empfing den Grafen Veldt mit inniger Herzlichkeit, ja beinahe weich.

„Ich werde mich erſt umziehen und waſchen,“ ſagte er haſtig, „dann gehe ich zu ihr.“

„Wollen Sie nicht frühſtücken?“

Da lächelte er nur, und Ria ſah, daß der große Mann zitterte. Er tat ihr unſäglich leid. Wenn nur die Kleine nicht ſo kalt ſein wollte! —

Marie fieberte. Er war nun eine halbe Stunde im Haus und kam nicht herauf, wie lange ſollte die Spannung noch dauern. Ihr war elend zumute. Da knarrten Schritte über den Flur, er klopfte an.

„Herein," brachte ſie mühſam hervor.

Er ging auf ſie zu, faßte ihre Hand und ſah ſie dankbar lächelnd an. Seine Stimme klang verſchleiert: „Ich danke dir für deinen Brief."

Dann ſetzte er ſich in einen großen Lehnſtuhl; der große, ſtarke Mann konnte nicht mehr ſtehen. Zwei Tage hatte er in Berlin zu arbeiten gehabt, die Nächte war er in Unraſt und Angſt auf und ab und auf und ab gegangen. Bis ihr Brief gekommen. Und nun war er in Veldt. Da verließen ihn die Kräfte; er ſaß völlig erſchöpft da und ſah ſie nur an.

„Das waren zwei böſe Tage, Kleine," ſagte er, und mit einem Male reute ſie die Kürze ihres Briefes.

„Du ſiehſt auch blaß aus, haſt wohl nicht viel ſchlafen können?"

Seine Stimme war ganz ſchwach, ſein Geſicht leichenblaß. Er ſah ſich ſuchend um. „Haſt du hier etwas Waſſer?" murmelte er.

Marie kannte den Blick. Mit einem Satz war ſie im Schlafzimmer und kam mit Eau de Cologne wieder, goß es in die hohle Hand und wiſchte ihm über Stirn und Schläfe.

„Mach die Augen zu, daß es dir nicht hineinläuft."

Er gehorchte. Sie ließ ihn riechen. Er öffnete wieder die Augen und blickte ſie unentwegt an.

„Iſt dir beſſer?“ fragte ſie und beugte ſich über ihn.

Er nickte nur, das Blut kam wieder in ſein Geſicht zurück.

„Du weißt nicht, wie die letzten Tage waren, bis dein Brief kam,“ flüſterte er. „Wenn man wartet, wartet und kaum zu hoffen wagt. ... Ich hatte dich erſchreckt, Kleine, ich weiß, ich wollte es ja noch lange nicht ſagen, aber da war es ſo ſelbſtverſtändlich, als du fragteſt: ‚Wer iſt ſie?‘ Mich ſteifen, alten Jungen, der dir eigentlich nie den Hof gemacht hat, ſollteſt du nehmen, ſollteſt du mögen! ... Mich langen Dürrländer mit der großen Naſe!“

Er lachte leiſe, wie jemand, der aus großer Gefahr errettet iſt.

„Du weißt nicht, was für Tage das waren, wo ich mir am liebſten die Zunge herausgeriſſen hätte, dafür, daß ich es ſchon geſagt hatte; daß ich mir womöglich mein Glück verſcherzt hatte, weil ich den Mund nicht halten konnte. Und du warſt ſo erſchreckt, Kleine. Brauchſt aber keine Angſt vor mir zu haben, ich bin nicht ſo gräßlich, wie ich ausſehe.“

Marie war tief beſchämt; leiſe ſetzte ſie ſich auf die Stuhllehne und reichte ihm ihre Hände. Er drückte ſie leiſe, ohne den glücklichen Blick von ihr zu wenden.

„Nun ſiehſt du, jetzt fängt der Samariterkurſus ſchon an,“ neckte er, ganz wenig lächelnd. „Weiß Gott, ich bin in meinem Leben nicht ohnmächtig geworden, aber heute war ich's um ein Haar.“

Zart und zaghaft ſtrich ſie ihm über das Haupt.

Sie ſah, wie ihm aus Freude darüber das Blut ins Geſicht ſchoß, und ſie wäre keine Frau geweſen, wenn dies ſie nicht entzückt hätte. Geben, geben können, nicht die Nehmende ſein! Es war eine lange, heimliche Pauſe zwiſchen ihnen, ihre Herzen waren zu voll zum Sprechen. Endlich fragte er: „Sag, Kleine, ſeit wann iſt Ria hier?“

„Seit vorgeſtern,“ kam es matt heraus.

Er ließ ihre Hand los. „Kam ſie zufällig?“

Marie ſchlug die Augen nieder. „Ich telegraphierte ihr.“

Mit einem Ruck ſtand er auf und ging an das Fenſter. „Bin ich Ria mein Glück ſchuldig?“ fragte er faſt unhörbar.

Marie fühlte ſich klein und ſchuldbewußt; wie weh hatte ſie ihm getan! ‚Sei lieb zu ihm,‘ hörte ſie die innere Stimme, ‚denn er hat dich ſehr lieb!‘

„Heinrich!“ ſagte ſie ſanft.

Ihm tat das Wort aus ihrem Munde unſagbar wohl, er machte eine Bewegung auf ſie zu.

„Heinrich, verzeih mir, wenn ich nicht ſofort antwortete, ich mußte mir erſt über mich ſelbſt klar werden und ... — nun erſt weiß ich in dieſem Augenblick, daß ich froh und ſtolz bin, deine Braut zu ſein. ...“ Sie ſah in die unergründlichen Augen ... „Nur ich fürchte eins, Heinrich: ich bin deiner nicht wert, und ich werde dich enttäuſchen; es iſt nichts an mir dran.“

Heinrich Veldt atmete auf. „Marie, fürchteſt du dich auch nicht mehr vor mir?“

Ein ſtolzes Leuchten flog über ihr Geſicht, ganz dicht trat ſie an ihn heran und legte die Hände auf ſeine Schultern. „Nein, jetzt fühle ich mich wohl und ſicher geborgen bei dir ... Heinrich, ich bitte dich: habe nur Geduld mit mir, ich bin ein ſchreckliches Geſchöpf und bin deiner ſo unwert ..."

Leiſe legte er den Arm um ihren Hals und blickte ſie tief und innig an.

„Du kannſt dich auf mich verlaſſen."

Da lehnte ſie den Kopf an ſeine Schulter, ſie fühlte, daß er zitterte. Er tat ihr leid. Sie wollte um jeden Preis die Verzögerung des Briefes gutmachen, und hob die Augen zu ihm auf.

In ſeinen Augen ſtanden Tränen.

„Ich bin ſo glücklich," murmelte er. Da hob ſie ihr Antlitz und hielt ihm ihren Mund hin. Ein Glänzen kam über ſein Geſicht.

„Darf ich, Marie?"

Sie nickte ſtrahlend: geben, geben können. Und Heinrich Veldt küßte ſeine Braut auf die Lippen.

⊕ ⊕ ⊕

Hand in Hand gingen ſie zum Frühſtück in den Eßſaal. Ria erwartete ſie dort. Sie ſah ſehr angegriffen aus. Nervös erhob ſie den Kopf; da ſprang Marie lachend auf ſie zu: „Sieh nicht ſo traurig aus, heut iſt ein Freudentag!"

Ria ſah den Bräutigam, und langſam fielen zwei große Tränen aus ihren Augen.

„Gott ſegne euch, Kinder, Gott ſegne euch."

Dann ſetzten ſich die drei vor den Kamin im Herrenzimmer. Marie ſteckte ihm ein Kiſſen in den Rücken und ſchob ihm ſeine Fußbank hin.

„Du ſollſt es bequem haben, Heinrich!“

Er wollte ſich ſträuben, aber Ria drückte ihn ſanft in den Stuhl. ‚Laß ſie nur,‘ ſagten ihre klugen Augen.

Ganz ſtill ſitzt er zwiſchen den Schweſtern. Ria erzählt aus der Kinderzeit. Das flackernde Feuer läßt Geſtalten von einſtmals vor ihr erſtehen: Die Mutter, den Vater und die ſechs Mädels, die durch Haus und Park tollen. Veldt, Veldt von einſt! Ihre ſchöne Jugendzeit lebt in ihren Worten auf. Es iſt, als ſpreche ſie im Traum. Sie hat eine ſanfte Art zu ſprechen, die ihrem Geſicht einen wunderbar innigen Reiz gibt, erhaben über alle Kleinigkeiten und doch voll Einzelheiten, lieben, kleinen Zügen der Menſchen. So zeichnete ſie das Bild ihrer Heimat.

Heinrich Veldt wurde warm ums Herz. So hatte es alſo hier ausgeſehen, ſo ſollte es wieder werden. Und als Marie ihre kühle Hand in die ſeine legte, empfand er, daß auch ſie an die Zukunft dachte. Es ſoll werden wie einſt! Er bewegte kaum die Lippen, als er flüſterte: „Marie!“ Doch im Klang ſeiner Stimme lag ein tauſendfacher Dank.

Nach dem Eſſen befahl Marie, daß er ſich auf die Chaiſelongue legte. „Aber das geht doch nicht,“ meinte er.

Sie ſah ihn voll an. „Warum nicht, du wirſt doch keine Rückſicht auf mich nehmen wie auf eine Fremde.“

Da gehorchte er, seine Braut holte eine Decke, um sie über ihn auszubreiten. Plötzlich lachte sie auf: „Heinrich, bist du lang! Deine Füße hängen ja drüber 'raus."

Schnell schob sie einen Stuhl an das Sofaende, wickelte seine Kniee ein und klopfte ihm auf die Backe: „Langer! Lieber Langer!"

Sein Widerstand war nur noch matt. Marie machte alles mit solch frauenhafter Selbstverständlichkeit, daß er es mit süßem Behagen über sich ergehen ließ.

„Mach die Augen zu," befahl sie. Wieder gehorchte er. Und verschönend blieb das Lächeln auf seinen harten Zügen stehen. Seine Hand suchte und fand die ihre; so blieben sie still eine ganze Weile. Das Lächeln des Glücks blieb auf seinen Zügen.

‚Wie ein kleines Kind, das sich nachts fürchtet,' dachte Marie. Wie oft hatte sie so Hand in Hand neben der Mutter gelegen, wenn die Nacht für ihr furchtsames Kindergemüt zu dunkel war. Wunderbar strömte es ihr ins Herz; das Bewußtsein wohlzutun machte sie unbeschreiblich glücklich. Sie sah den Schlafenden an. Er war groß und sah vornehm aus. Das harte Gesicht mit der Adlernase sprach von alter Rasse. Sie mochte seine großen Füße und langen, mageren Hände, die so fest anzupacken wußten. Ganz objektiv urteilte sie. Ein Mann, der für Frauen anziehend und interessant war, vor dessen starkem Willen man sich beugen mußte. Sie würde seine Frau werden, sich geborgen fühlen, ihm dankbar sein, nur, nur ... es wäre ihr ebenso lieb, wenn er ihr Bruder wäre.

Ria sah lächelnd auf die beiden, auf das schöne Bild stillen Glückes, aber ihre Augen waren sehr traurig.

⊕ ⊕ ⊕

Vor dem Abschied stand das Brautpaar in Maries hübschem Salon. Er nahm ihre Hand.

„Lebe wohl, Kleine, wir sehen uns lange nicht, ich fürchte sonst durchs Examen zu fallen, wenn ich weiter so verwöhnt werde wie heute, und das will ich nicht. . . . Fürchtest du dich noch vor mir langem Kerl?"

Er schien keinen Kuß zu beanspruchen, er bat auch nicht mit den Augen. Sie aber stellte sich auf die Fußspitzen, legte die Hände auf seine Schultern und hob das Gesicht ihm entgegen. Eine Blutwelle schoß ihm ins Antlitz: „Nicht aus Mitleid, Marie, mach mich nicht schwach — mach mich nicht schwach, daß ich dein Mitleid annehme. Ich will lieber warten, als mich dafür verachtet wissen."

Sie sah, daß er zitterte und erblaßte. Das war der Veldtsche Stolz, der kein Mitleid vertragen konnte.

Sehr ernst sah sie ihn an. „Es ist nicht Mitleid, Heinrich," sagte sie fast unhörbar.

„Ich danke dir, Marie, ich danke dir," sagte er, und wieder klangen die Worte aus der Tiefe seiner Seele heraus, „aber ich will nicht ein klein Wenig, keine Brosamen. . . . Ich habe in meinem Leben warten gelernt. Lebe wohl, Kleine, lebe wohl. Bleib hier, komm nicht herunter, mach mich nicht schwach . . ."

Er küßte ihre Hand mit zarter Dankbarkeit und eilte dann schnell die Treppen hinab.

Als er sich über Rias Hand beugte, nahm sie seinen Kopf in beide Hände und küßte ihn auf die Stirn. Ihre Stimme brach, als sie ein „Gott segne dich“ flüsterte.

⊕ ⊕ ⊕

Kurze Zeit später reiste Marie zu Bärensteins. Dort war alles heiter, gemütlich und zufrieden. Ihr Schwager neckte sie, die Neffen vergötterten die Tante. Es war unmöglich, in dem heiteren, gesunden Familienkreise unglücklichen Ideen nachzuhängen.

Alle betrachteten die Heirat als großes Glück für Marie und beurteilten den Vetter als netten, guten Mann. Sie fühlte, daß sie alle nur eins freudig empfanden: Jetzt ist unser Bébé auch versorgt. In Cessys Glückwunschbrief war vielleicht noch ein Unterton da: und Veldt bleibt uns erhalten.

Täglich trafen von Heinrich kurze, oft ganz schelmische Briefe ein. Er sprach zu Marie ernst von seiner Tätigkeit und von ihrer Zukunft, von Veldt. Nie schrieb er von seiner Liebe, nur hin und wieder fand sie ein warm und innig gewähltes Wort, das sie dann hoch erfreute.

Zweimal kam er während der Brautzeit zu Bärensteins, müde und abgearbeitet, aber er ließ sich nicht verwöhnen. Marie wagte nicht recht, ihm eine Zärtlichkeit anzutun, und er bat um keinen Kuß. Nur seine Augen suchten die ihren, und es lag eine stumme Frage darin. Hand in Hand gingen sie spazieren, und immer wieder, wenn ihre Hand in der seinen lag, fühlte sie die große Ruhe und Sicherheit, die von ihm ausging.

An dem letzten Tage, den er bei Bärensteins verlebte, kam ein Telegramm aus Züllichau: ‚Eine gesunde Tochter, Mutter und Kind wohl.‘ Da schrieen Marie und Adda wie aus einem Munde: „Ein Mädel! Das ist unerhört! Cessy sollte sich schämen. Die Tradition ist gebrochen! Wie konnte sie nur!“ Die beiden Herren lachten. Die Enttäuschung der Schwestern war zu komisch.

⊕ ⊕ ⊕

Nachdem Heinrich das Examen bestanden hatte, wurde der Hochzeitstag auf den 30. August festgesetzt. Karl Anton bot ihnen an, ob sie in den Donauauen eines seiner Jagdhäuser beziehen wollten; gleichzeitig gab er dem Schwager und Vetter Schußerlaubnis bis zu sieben Hirschen. Marie jubelte; das war wirklich reizend von Freudenlohe. Sie wußte nicht, daß Ria ihren Mann gebeten hatte, daß jede dieser Bitten sie einen schweren, inneren Kampf gekostet hatte. — Aber die Brunst begann nicht vor dem 14. September, so lange wollte das junge Paar nach Veldt gehen. Dort räumte Ria. Sie hatte unbeschränkte Machtbefugnis erhalten. Das junge Paar überließ alles dem berühmten Geschmack der Fürstin Freudenlohe.

Die Hochzeit wurde im engsten Familienkreise gefeiert. Selbst Cessy und Dete fehlten.

Heinrich überreichte Marie am Hochzeitsmorgen die Veldtschen Majoratsdiamanten, die ihre Mutter fünfunddreißig Jahre getragen hatte. Die Schwestern standen um sie herum, und es ward ihnen wehmütig-

feierlich zumute. ‚Mutters Bébé‘ würde die Steine nun wieder tragen, ‚Mutters Jüngſte‘.

Nach dem Diner ſollte das Brautpaar mit dem Automobil nach Veldt fahren, das in vier Stunden zu erreichen war. Da war kein heimliches Abſchiednehmen. Alle Schweſtern umarmten gerührt Marie, die Schwäger ſchüttelten ihr die Hand. Alle waren überzeugt, daß die Jüngſte ihrem Glück entgegenfuhr.

Nur Ria ſah ihr angſtvoll nach. Marie hatte ihnen zugelächelt, als ſie in den Wagen ſtieg, aber Ria war zugegen geweſen, als ſie ihr Brautkleid mit dem Reiſekleid vertauſchte. Da hatte die junge Frau verzweifelt geſchluchzt: „Ria, es iſt mir unmöglich geweſen, ihn zu vergeſſen ... mir graut, mir graut ...“

Und nun ſaß ſie neben ihrem Mann. Er hatte ſie nie wieder geküßt, ſeit dem einen Male — er wartete. Jetzt brauchte er weder zu fragen noch zu bitten; jetzt konnte er nehmen. Marie drückte ſich tief in die Ecke des Autos hinein. Er ſah die Felder an und machte eine Bemerkung über die Beſtellung, überlegt und ſachlich, als ob er mit ſeinem Inſpektor über die Fluren von Veldt ritte.

Marie war enttäuſcht. Nicht einmal ſah er ſie an, es war faſt, als reiſten ſie wie zwei Freunde zuſammen. Ihr fiel ein, daß er ſie noch nicht gefragt hatte: ‚Haſt du mich lieb?‘ — Der Gedanke ſchmerzte ſie nun tief. Und wenn er fragte, was ſollte ſie ihm antworten? Belügen konnte ſie ihn nicht, ſie konnte nicht ‚ja‘ ſagen. Und Heinrich Veldt mit einem ‚Ich habe dich ſehr gern!‘ abſpeiſen?

Plötzlich wandte er ſich zu ihr. „Wir kommen an Badenhauſen vorüber, Marie. Würde es dir unangenehm ſein, Onkel heute zu ſehen?“

Sie ſchüttelte den Kopf. „Nein, gar nicht, Heinrich.“

Er nahm das Sprachrohr und gab dem Chauffeur eine kurze Weiſung. Dann war es wieder ſtill zwiſchen ihnen, und die Stille machte Marie nervös. Die Straßen waren faſt leer, ab und zu überholte das Auto einen Bauernwagen, der auf den langen Ruf der Huppe zur Seite gefahren war und nun, wie angſterfüllt, an die Chauſſeebäume gedrückt ſtand. Die Pferde bäumten ſich, wenn ſie an ihnen vorüberraſten.

Maries Gedanken gingen immer noch in demſelben Kreislauf: ‚Was ſollſt du antworten, wenn er dich fragt: Haſt du mich lieb?‘ Schließlich klammerte ſie ſich an den Hoffnungsanker feſt: er wird nicht fragen.

Sein Schweigen ſchmerzte ſie; ſie ſah, daß auch er grübelte, indem er auf die Äcker hinausſtarrte. Da raffte ſie ſich zuſammen; nur ſprechen, gleichgültig was.

„Sag mir, Heinrich,“ begann ſie, „Onkel iſt doch dein einziger naher Verwandter. Warum kam er nicht zu unſrer Hochzeit?“

Heinrich Veldt nahm ihre Hand: „Es iſt mir lieb, Marie, daß du davon anfängſt. Ich hätte es dir doch erzählen müſſen, und jetzt, wo du meine Frau biſt, ſollſt du es wiſſen. Du kennſt ja den alten Familienzwiſt, Marie. Onkel hat einſt die Schweſter deines Vaters geliebt. Als man es merkte, verlangte man von ihm, daß er eine Reiſe um die Welt machte; er

wurde von der Familie dazu gezwungen — in der Zeit wurde deine Tante in ein Irrenhaus gebracht."

Marie nickte. „Tante Bertas Schickſal kenne ich," ſagte ſie leiſe.

„Als er zurückkam, erfuhr er es, und da hat es ſchlimme Worte zwiſchen ihm und deinem Vater gegeben, ſo ſchlimme, daß keine Verſöhnung mehr möglich war, ein unüberbrückbarer Riß. Und von dem Tage an war er ein gebrochener Mann. Er hat Badenhauſen nie mehr verlaſſen und iſt dort allmählich ein Sonderling geworden. Aber ich liebe und verehre ihn doch."

Marie nahm die Hand ihres Gatten, als ſuche ſie Schutz. Ihr war eigen zumute. Heute ſollte ſie nun den Mann kennen lernen, von dem Tante Berta das Glück erhofft hatte und durch den ſie ins Unglück geſtürzt worden war, in die harte Verbannung des Irrenhauſes, in dem ſie dann ihr trauriges Ende fand. Sie mußte an das kleine Bild der Tante denken, das in der Favorite auf ihrem Schreibtiſch geſtanden hatte und das ſich Egon ſo intereſſiert angeſehen hatte. Nun wanderten ihre Gedanken zu dem Prinzen zurück. Sie ſpielte mit der Frage, was wohl aus ihnen hätte werden können. Sie vergaß einige Augenblicke ganz, daß ſie neben Heinrich Veldt fuhr, dem ſie heute angetraut war. Bis ſie plötzlich erwachte, wie aus einem Traum. Und da ſchämte ſich Marie.

Das Auto bog durch das Badenhauſener Tor. Sie ſtiegen aus. Heinrich und der Diener gingen, den alten Herrn zu ſuchen.

Marie nahm die Mütze ab und schlang den lichten Schleier lose über ihren Kopf. Auf einer altmodischen Bank setzte sie sich nieder und besah das Herrenhaus mit dem breiten Giebel, an dem das Wappen mit dem gelben Stern in der Abendsonne leuchtete. Dies also würde Heinrich auch erben. Da hörte sie Schritte. Ein alter Herr kam langsam den dichten Buchengang herauf auf sie zu. Sie erhob sich ein wenig befangen. Nun würde sie sich dem Onkel selbst vorstellen müssen. Er sah zur Erde und schien den Besuch noch nicht bemerkt zu haben. Plötzlich erblickte er sie und blieb wie angewurzelt stehen. Beide Hände warf er in fassungslosem Schreck in die Luft: „Berta, Berta!"

Marie sah, wie er wankte, wie die Überraschung ihn überwältigte; eilend lief sie zu ihm und legte ihre Arme um seine Schultern, um ihn zu stützen. „Lieber Onkel," rief sie, „erschrecken Sie nicht. Ich bin Marie Veldt." —

Da kam auch Heinrich schon gegangen. In mächtigen Sätzen sprang er zu den beiden.

„Onkel, Onkel, ich bin es, das ist ja meine Frau."

Aber der alte Herr schien ganz aus der Fassung gebracht zu sein. Er betrachtete Marie entsetzt und murmelte unzusammenhängende Worte. Da winkte ihr Heinrich, fortzugehen, und führte den Alten ins Haus.

Nach einer Weile kam er, sie zu holen.

„Komm jetzt, er hat sich beruhigt. Warum sagtest du mir nicht, daß du ihr so ähnlich siehst?"

„Ich dachte nicht daran, Heinrich!"

Der Onkel ſtreckte ihr die Hände entgegen: „Mein liebes Kind, verzeih einem alten Einſiedler den Schreck, ein weibliches Weſen in ſeiner Klauſe zu ſehen! Komm her und laß dich anſchauen.“

Und rührend war es zu ſehen, wie er Marie betrachtete. Mit liebevollen, zärtlichen Blicken beſah er das Haar, die Geſtalt, die Hände. Sie merkten wohl, es war nicht Marie, die er ſah, es war ſeine alte Liebe in neuer Geſtalt. Er konnte ſich gar nicht von ihrem Geſicht losreißen.

Heinrich erhob ſich endlich. „Nun, Onkel, wirſt du uns in Veldt beſuchen! Ich lade dich als meinen erſten Gaſt ein.“

„Ich komme, ja, ich komme, mein lieber, lieber Junge,“ und dann zu Marie: „Darf ich dich küſſen, Marie? Du erlaubſt es wohl, Heinrich? Gib von deinem Überfluß dem alten Onkel etwas ab.“

Er nahm Maries Kopf in ſeine Hände und küßte ſie ſanft auf die Stirn. Lange ſtand er und ſah ihnen nach.

In beiden zitterte das rührende Ereignis nach. Aber Marie hörte nur ein Wort: ‚Überfluß‘. Nein, Heinrich war arm, er bat nicht, er nahm auch nicht. Da ſchmiegte ſie ſich leiſe an ihren Gatten an.

„Soll Onkel der einzige ſein, der mich an meinem Hochzeitstage küßt?“

Und Heinrich Veldt war auch nur ein Menſch.

⊕ ⊕ ⊕

Sie wanderten zuſammen durch die erleuchteten Zimmer. Über Heinrichs Geſicht lag das Lächeln, das

ſeine Züge ſo ſeltſam verſchönte. „Jetzt ſind wir zu Hauſe, Marie!"

„Ja, Heinrich, in Veldt."

„Dein Veldt, Marie, du haſt es mir geſchenkt. Durch dich wird es erſt mein."

Dankbar ſah ſie ihn an, denn im Ton ſeiner Stimme lag ſo unendlich viel Liebe. Wie am Verlobungstage ſtellte ſie ſich vor ihn, legte ihre Arme um ſeinen Nacken, hob den Kopf und bot ihm ihre Lippen.

Und Heinrich Veldt küßte ſie lange und liebevoll. Sie ſtanden unter dem großen Familienbild.

„Weißt du, daß es uns zuſammengeführt hat?" fragte ſie. „Und nun ſieht Mutter auf uns herab, auf ihre letzte Tochter, ihr Bébé, das in Veldt bleibt, an ihrer Stelle."

Marie räumte gleich am nächſten Tag die Gegenſtände ihres Mädchenſchreibtiſches in den Salon um. Heinrich kam dazu. Da ſtand der kriſtallene Aſchenbecher des Prinzen. Er nahm ihn in die Hand, betrachtete das koſtbare Kunſtwerk und fragte: „Was iſt denn das? ..."

„Eine gewonnene Wette," ſagte Marie haſtig.

„Von wem haſt du das hübſche Ding denn?"

Blitzſchnell ſchoß es ihr durch den Kopf: heut ſind wir einen Tag verheiratet, ſoll ich ihm alles erzählen? Soll ich ihm beichten? Aber ſie konnte ſich nicht überwinden.

„Von Karl Anton," ſagte ſie, gleichmütig in ihren Sachen räumend.

Er hielt den Aschenbecher noch einen Augenblick in der Hand, stellte ihn dann auf den Tisch und verließ das Zimmer. Marie war blutrot. Sie hatte gelogen, aber nur aus Schonung für ihn. Ob er ihre Unehrlichkeit fühlte? Nein, unmöglich.

Aber seltsam. Beim Essen war er einsilbig, ging dann auf die Felder, ohne sie aufzufordern, mitzukommen. Sie sah ihn den ganzen langen Nachmittag nicht. Abends saß er müde da, erklärte, daß er Kopfweh habe, und ging mit einem freundlichen „Gutenacht" in sein Zimmer.

Auch die nächsten Tage blieb er kühl. Es wurde genau wie früher. Er arbeitete tagsüber, des Abends saßen sie zusammen und plauderten, er war wieder ihr Vetter. Nur daß sein Benehmen Marie jetzt beschämte. Sie hatte es sich ja so gewünscht, sie hatte ihn ja nicht gern geheiratet, aber nun war sie doch seine Frau. Von Tag zu Tag verblaßte das Bild des Prinzen mehr vor ihrer Seele. Heinrich war jetzt das Licht, das ihr Inneres erleuchtete. Und dieses Licht entzog sich ihr. Sie lebte wie im Schatten. Der Stolz und Trotz der Veldts regten sich in ihr. Sie fing an, sich über das Benehmen ihres Gatten zu ärgern. Es nahm ihr die natürliche Lebhaftigkeit. Sie sprach gezwungen mit ihm. Schließlich steigerte sich ihre Enttäuschung zur Wut.

Es war ihr wie eine Erlösung, als Ria schrieb, daß die Hirschbrunst begonnen und daß sie nun das Häuschen im Donautale beziehen könnten. Sie hoffte, daß Heinrichs Wesen sich fern von Veldt ändern würde,

daß er in der arbeitslosen Zeit in der Jagdhütte sie wiederfinden würde.

Heinrich war sofort bereit, zu reisen. Am späten Nachmittag kamen sie in Wien an. Seine Stimmung hatte sich etwas gehoben, und als sie sich im Hotelzimmer säuberten, fragte er, ob sie noch Lust hätte, in die Oper zu gehen.

„Du hast deine geliebte Musik so lange entbehren müssen, Marie, aber wird es dich nicht zu sehr angreifen? Wir müssen morgen wieder früh 'raus, kurz nach sieben geht unser Zug."

„Laß uns ruhig fahren, es zerstreut uns beide nach der Einsamkeit in Veldt."

Er sah sie eine Weile bedeutungsvoll und scharf an. „Ja, Kleine, es war sehr einsam!"

Da erblaßte Marie.

Man gab Puccinis ‚Bohême', und die prickelnde Musik lockte sie. Er bekam noch Logenplätze, einen Vorder- und einen Rücksitz neben der Loge des Jockeiklubs. Ein andres Ehepaar saß dicht neben ihnen.

In der Mitte des ersten Aktes öffnete sich die Nebentür. Marie sah sich um. Alles Blut wich aus ihrem Gesicht: dicht, auf Armeslänge, stand Egon vor ihr. Er setzte sich auf einen Rückplatz, nur eine dünne Wand trennte ihn von Heinrich Veldt.

Keinen Blick ließ er von Marie. Sie sah ihn verzweifelt traurig an, aber ihr Mann durfte nichts merken, so sah sie nach der Bühne. Dort bewegten sie sich und sangen. . . . Aber sie fühlte hinter sich zwei Augen, die

ſie verzehrten ... der zwingende Blick — er zwang ſie auch jetzt wieder. Sie wollte ſich Heinrich zuwenden, bei ihm Schutz und Hilfe ſuchen, aber ihr fehlte der Mut; ſeine Kälte hatte ihr jedes Zutrauen geraubt. Die große Sehnſucht nach Liebe zitterte in ihr. ‚Egon, Egon!!‘

Der Vorhang fiel, es wurde Licht. Heinrich erhob ſich. „Willſt du mit ins Foyer kommen?“

Sie ſchüttelte nur den Kopf. So ging er allein.

Da wandte Marie dem Prinzen ihr Geſicht zu. In ihrem Blick lag ihr ganzes Sehnen.

„Marie,“ flüſterte er.

Sie antwortete nicht, ſie ſah ihn nur an. Die kurzen Tage voller Liebe, Glück und Schmerz, die ſie in der Favorite verlebt, zogen blitzartig an ihr vorüber. Ihre Seele rief: „Egon, Egon!“, aber der Mund konnte nicht ſprechen.

Heinrich trat wieder ein und blieb die ganze Zeit über bei ihr. Die Oper wurde wunderbar gegeben, aber Marie ſah nichts von den Vorgängen auf der Bühne. Sie fühlte nur die Blicke des Prinzen, hörte ſeinen Atem.

Der Prinz hatte ſich ſchon vor dem Schluß erhoben und war hinausgegangen.

Als ſie im Fiaker ſaßen, ſah Marie einen weißen Mantel die Straße kreuzen; da hätte ſie faſt laut aufgeſchrieen. Sie fuhren zum Hotel. Heinrich war wieder wortkarg. Mit dem üblichen liebevollen ‚Gutenacht‘ küßte er ihr zum Abſchied die Hand. Dann war Marie

allein in ihrem Zimmer. Sie fieberte, ihre Stirn glühte. Sie rieb sich die Schläfen mit Eau de Cologne. Dann setzte sie sich auf den Bettrand und stützte den Kopf schwer in ihre Hände.

War es denn möglich, sie hatte Egon gesehen, neben ihm gesessen, so dicht, daß sie ihn mit den Händen hätte greifen können. Sie hatte in seine lieben, bittenden Augen geblickt, die noch ebenso hell glänzten, wie damals in der Favorite, wo ihre Lippen aufeinander geruht hatten. Ihre Seele kämpfte. Nein, sie durfte nicht die Frau des Mannes bleiben, den sie nicht liebte, es wäre eine gräßliche Lüge gewesen. Er machte sich ja auch nichts aus ihr. Wirr kamen und gingen die Gedanken. Sie faßte Pläne über Scheidung und Trennung, sie wollte fliehen, Heinrich alles beichten. Aber sie konnte keinen klaren Entschluß fassen. Gegen Morgen schlief sie erschöpft ein. Um sechs Uhr wurde geklopft. Sie fuhr erschrocken empor: „Was ist's?"

„Zeit aufzustehen, Kleine. Der Zug geht um sieben-einhalb Uhr."

Als sie seine Stimme hörte, war ihre Willenskraft gebrochen. Heinrich Veldt war nicht der Mann, der mit sich spielen ließ. Sie zog sich mechanisch an, saß mechanisch in der Bahn. Sie empfand wieder: Jeder Kilometer trägt mich von ihm fort. Sie sprach kein Wort, sie hätte am liebsten geschrieen, aber sie fühlte die starke Hand des Schicksals, das sie besiegt hatte.

Nach einer Stunde mußten sie aussteigen. Sie sah alles wie im Traum. Eine Strecke ging es im Wagen

über Land. Dann ſah ſie ſich plötzlich in der Jagdhütte, untätig, von ihren Gedanken gepeinigt.

Sie ſprach kaum mit ihrem Mann, aber ſie merkte, daß er ſie forſchend betrachtete. Da empfand ſie ihn als Feind. Aber was ſollte ſie tun? Sie dachte daran, Ria zu Hilfe zu rufen, aber ſie verwarf den Plan wieder und faßte irgendeinen andern, um ihn wieder zu verwerfen. So wurde ihr das Leben zur Qual.

Eines Tages erklärte er, erſt gegen Abend heimkehren zu können. Sie nickte ſtumm mit dem Kopfe. An der Tür blieb er ſtehen, unſchlüſſig, als ob er etwas ſagen ſollte.

Marie ſah, daß er mit ſich kämpfte, daß er ſie bitten wollte, mitzugehen. Aber ſie war hart geworden. Abweiſend ſaß ſie da, und ihr kam der Gedanke: ‚Dein Entſchluß entſcheidet dein Schickſal. — Sprichſt du mit mir, bitteſt du mich um Entſchuldigung für dein ſeltſames Benehmen als Ehemann, dann ſoll es gut ſein, ich bleibe bei dir; aber wenn du zögerſt, ſo haſt du mich jetzt zum letztenmal geſehen.‘ — Da wandte er ſich um und ſchritt hinaus.

Sie warf ein paar Worte auf ein Blatt Papier: „Ich fahre nach Wien zu Ria; wann ich wiederkomme, weiß ich noch nicht.‘ Haſtig zog ſie ſich an und ging die dreiviertel Stunde zur Station. Mit jedem Schritt wurde ihr Blut toller aufgepeitſcht: ‚Fort, fort,‘ rief es in ihr.

Ria! Ria! Wie gut, daß ſie die kluge, ruhige Schweſter hatte. Zu ihr wollte ſie gehen. Irgend-

eine leise Stimme in ihr warnte, mahnte. Sie wollte die Mahnerin nicht hören, und doch sagte die Stimme deutlich: ‚Du tust unrecht, du darfst nicht, du kommst auch nicht los.‘

Die Fahrt verging ihr wie im Fluge. In ihr wurde eines lauter und lauter, übertönte schließlich alles: ‚Du wirst Egon heute noch sehen!‘

Der Fiaker hielt vor dem Palais. Der Portier öffnete.

„Durchlaucht sollen ausgegangen sein, sagte mir die Kammerfrau.“

„Dann warte ich!“

Sie schritt rastlos in dem großen Salon auf und ab. Alles war darin schön, kostbar und geschmackvoll. Sie sah es wohl, aber ihre Gedanken weilten wo anders.

Wien! Vielleicht, wenn sie zum Fenster hinaussähe, würde sie den weißen Mantel mit dem roten Kragen sehen und darüber einen hellblonden Kopf. Und heiß und wild kam ihr die Erinnerung an die Oper, wie er die Lippen zu dem einzigen Wort „Marie“ geformt hatte. Es war wie ein trauriges Lächeln auf ihnen gelegen, wie eine sanfte, entsagende Zärtlichkeit, ein andrer Ausdruck wie früher, wo es ein heißes Begehren gewesen. Sie starrte auf die Straße, bei jedem Wagen zitternd, bei jedem Passanten hoffend: Ist er es? Ist er es?

Heinrich Veldt war vergessen, alles andre war vergessen, nur leuchtend stand vor ihren Augen ein Gedanke: Egon.

Aber wie das fiebernde Sehnen fast unerträglich

wurde, da ſagte ſie ſich: das hält mein Verſtand nicht aus, ich werde verrückt. ... Und gewaltſam riß ſie ſich von dem Fenſter los. Sie ging auf und ab. Plötzlich ſah ſie ſich um. Wo hing der Mutter Bild? Ach, wahrſcheinlich in Rias Schreibzimmer. Sie öffnete die Tür und betrat ein kleines Boudoir. Richtig, dort hing es über ihrem Schreibtiſch. Der Mutter Bild. Wie ernſt ſie die Tochter anſah mit den wunderſchönen Augen.

Da hörte ſie Ria nebenan ſprechen. Da war eine Tapetentür, zu einem Zimmer, deſſen Exiſtenz ſie nicht geahnt hatte. Sie ſchritt darauf zu. Aber ihr Herzſchlag ſetzte aus, denn da war eine Stimme, die ſie kannte — ſeine Stimme ...

Ihr Herz ſagte: Er weiß, daß ich komme, er fühlte die Gedankenübertragung, er iſt zu Ria gekommen, um nach mir zu fragen ... ſie hatte ſchon die Hand auf der Klinke, aber da war ein Ton in Rias Stimme, aus der die Unruhe, die Qual herausklang.

„Wo ſoll ich die Kraft dazu hernehmen?"

Marie zögerte inſtinktiv, aber alles Blut wich von ihrem Herzen, denn ſeine Stimme antwortete: „Ria — aus Liebe zu mir. Ich weiß, es iſt ein furchtbarer Schritt, deine ganze unglückliche Ehe ans Licht zu zerren, all die ſchrecklichen Beweiſe ſeiner Untreue vorbringen zu müſſen, aber dann kommt Erlöſung und Glück. Ria, wenn du mich liebſt, wie ich dich, ſo kannſt du nicht zaudern, dies unwürdige Band zu zerreißen."

Rias Stimme klang müde. „Aber du? Wirſt du es nicht bereuen? Ich bin älter ..."

„O Ria, du wunderbar Schöne, ich verzehre mich vor Sehnsucht nach dir, du Stolze ..."

Marie horchte, ohne sich dessen bewußt zu sein. Mit dem unvergleichlichen Charme in der Stimme, wenn sie weich war, antwortete Ria: „Mein armer Bub, du wirst noch lange warten müssen, eine Scheidung dauert sehr lange ..."

„Ria, du bist sehr grausam!"

„Nein, Bub, nur sehr stolz, ich kann nicht anders ..."

Ganz langsam ging Marie in den Salon, setzte ihren Hut auf, zog Mantel und Handschuhe an, und ging leise hinunter. Sie drückte dem Portier einen Gulden in die Hand.

„Ich habe der Fürstin geschrieben; es ist nicht nötig, daß Sie sagen, ich sei dagewesen."

Sie fuhr zum Nordbahnhof. Der Zug ginge in zwei Stunden, wurde ihr gesagt.

Im Wartezimmer saß sie und starrte das Bild der schönen Kaiserin an, welches ihr gegenüber hing. Sie war wie betäubt: Ria — also Ria.

Sie stöhnte vor Scham auf. Noch einige Augenblicke vorher hatte sie mit irrsinniger Sehnsucht auf die Straße geschaut, hatte gehofft, ihn zu sehen, gewußt, wenn er das Zimmer beträte, würde sie nur die Arme öffnen: Liebster, hier bin ich.

Und hätte dies einem Manne gesagt, der eine andre liebte! Sie war nach Wien gefahren, um Ria zu bitten, sie von Heinrich zu trennen! Da schoß ihr der Gedanke an ihren Mann heiß und stürmisch ins Herz. Eine

brennende Reue überkam sie. Zu ihm gehörte sie, nur zu ihm! Sie konnte es vor Sehnsucht kaum mehr ertragen, ihn zu sehen. Es war ihr qualvoll, so endlos auf den Zug warten zu müssen. In heißem Impuls bat ihr Herz ihn tausendmal um Verzeihung.

Endlich fuhr der Zug ab. Eine wilde Angst war in ihr.

‚Wenn er nur noch nicht zurückgekehrt ist und den Zettel gefunden hat!‘ Sie konnte um sieben Uhr zurück sein, vielleicht war er noch nicht heimgekehrt. Der Zug hielt alle paar Minuten, es herrschte die größte Gemütlichkeit auf allen Stationen. Jedermann schien Zeit zu haben. Es lag eine breite Behaglichkeit auf allen Gesichtern. Maries Pulse flogen. Nur schnell, schnell zurück zu ihm! Um sechs Uhr traf der Zug mit Verspätung ein. Es war schon finster, ein Wagen war nicht mehr zu haben. Erstaunt sah der Schaffner der Dame nach, welche so hastig davonlief. Sie kannte den Weg durch den Wald und schritt so eilig wie möglich. Ihr langes Kleid, ihr eleganter großer Hut störten sie. Sie raffte den Rock. Die Angst trieb sie vorwärts. Sie lief immer hastiger, immer toller. Es begann leise zu regnen. Der Mantel wurde ihr zu heiß, sie nahm ihn über den Arm und rannte atemlos weiter. Schließlich blieb sie erschöpft stehen. Hut und Mantel wurden ihr unerträglich. Sie stopfte beide in eine hohle Eiche am Wege und nahm ihren Lauf mit erneuter Energie auf. Endlich sah sie das Jagdhaus. Ihr Mann war schon zurück. Im Zimmer war Licht, und vor der Tür sah sie die Silhouette des Jägers, der die Büchse reinigte.

Vorwärts! Mit letzter Kraft stieß sie die Tür auf. Heinrich saß am Tisch, den Hut noch auf dem Kopf, Schmutz und Schlamm an den Stiefeln. Die Arme hingen ihm schlaff herab. Mit bleichem Gesicht starrte er auf den Zettel.

Sie stolperte in wirrer Hast auf ihn zu, erhitzt, mit verwildertem Haar warf sie sich leidenschaftlich neben ihm nieder: „Da bin ich, da bin ich ..."

Und der Mann, der erst tödlich erschrocken war, begriff. Sie war seinetwillen fortgelaufen, um zu ihm zurückzukehren. Jäh, fest an ihm hängend, als fürchte sie, er könne sich von ihr befreien, stieß sie ruckweise hervor: „Verzeih mir, verzeih mir, ich war so töricht, so furchtbar töricht, und nun ist alles gut. Sei mir nicht böse, bitte, bitte, verzeih. Nun bin ich bei dir. Jetzt erst wirklich ... Frag mich nicht, warum ... Glaube es mir auch so ... ich schäme mich so ... Bitte, bitte, hab' Geduld ... Jetzt, jetzt hast du, was du wolltest ... Alles, alles, alles gehört dir ..."

Sanft richtete Heinrich Veldt sie auf und hielt sie fest, als solle er sie nie wieder loslassen, dann bog er ihren Kopf zurück und küßte sie mit tiefer Innigkeit ...

Sie sprachen wenig an dem Abend; saßen einander am Holztisch gegenüber und sahen sich an. Worte hätten das große Gefühl von Befreiung und Glück verkleinert. Beiden war heilig zumute, beide schwiegen. Ein einziges Mal sagte Marie: „Jetzt bin ich deine Frau!"

Plötzlich nahm sie ihr Portemonnaie, zog aus der Seitentasche einen kleinen gelblichen Zettel heraus,

faltete ihn auseinander und hielt ihn mit ernstem Gesicht über das Licht. Er flammte auf und zerfiel dann in schwarze, verkrümmte Fasern. Sie schrak zusammen, als Heinrich Veldt mit seiner tiefen Stimme sagte: „Stark ist das Schicksal; ich will stärker sein."

Sie starrte ihn betroffen an: „Heinrich, woher weißt du das?" —

Da sah er sie sanft an. „Kind, ich habe alles gewußt, durch dich selbst. Dieser kleine Vers hat mir von dir erzählt. Der Hofklatsch ergänzte es mir. Da habe ich mir gesagt, daß ich warten müßte, endlos warten und langsam vorgehen mit unendlicher Geduld, aber damals konnte ich nicht anders, als dir antworten: ‚Du, Marie!' Und ich glaubte dich schon gewonnen zu haben, aber als du mich belogst, als ich nach dem Aschenbecher fragte, war ich furchtbar enttäuscht. Ich hoffte, daß du so viel Vertrauen zu mir gewonnen hättest, um ehrlich zu sein. Da habe ich von neuem begonnen mit Warten ... und schwer genug ist es mir geworden, Marie. Aber nun ist mir leicht und frei."

⊕ ⊕ ⊕

Sie reisten bald darauf nach Veldt zurück, vier starke Geweihe als Trophäen mitbringend. Es folgten wundervolle Tage. Was Heinrich Veldt im stillen gehofft hatte, erfüllte sich tausendmal reicher und schöner. Marie sagte: „Es ist schlimm, daß du so viel zu tun hast, ich möchte dich immer um mich haben."

Und tags darauf ging ihr Wunsch in Erfüllung, nur, daß sie es sich in andrer Form gewünscht hatte. Er

hatte ein Paar durchgehende Pferde halten wollen, war zu Boden geriſſen worden, und der ſchwere Kartoffelkaſten war ihm über den Oberſchenkel gegangen. Nur der Zufall, daß es im weichen Ackerboden geſchehen war, hatte ein ſchweres Unglück verhütet. Marie pflegte ihn mit aller Liebe und Sorgfalt, und der Liegende meinte neckend: „Ich glaube, jetzt iſt erſt unſre ſchönſte Brautzeit . . .“ Sie errötete und beugte ſich über ihn.

Heinrich erholte ſich verhältnismäßig raſch wieder. Marie wich kaum von ſeinem Lager, ſie nahm ſelbſt die Mahlzeit im Krankenzimmer.

„Iſt es dir nicht unangenehm?“ fragte er ſie.

Da ſchüttelte ſie den Kopf: „Nein, Heinrich, ich tue es ja ſo gern.“

Er legte ſich in die Kiſſen zurück und ſah zur Decke. Marie blickte ihn an. Sie kannte jetzt jeden Zug ſeines Geſichtes und fühlte, daß eine Frage auf ſeinen Lippen lag, die ihn ſchon lange bedrückte.

„Was willſt du, Heinrich?“ fragte ſie.

Er war erſtaunt. „Kleine, woher weißt du, daß ich etwas will?“

„Ich kenne dich jetzt!“

Es war wieder ſtill zwiſchen ihnen, eine ganze Weile. Marie konnte ſich nicht entſchließen, von neuem in ihn zu dringen, ihm die Frage zu entlocken. Bis ſich endlich ihre Augen begegneten, ihr Blick bat: ‚Frage mich doch.‘

„Kleine,“ ſagte er und faßte ihre Hand, „es wird mir ſchwer.“

„Heinrich!“

„Sag mir, Kleine, haſt du mich nun lieb?“

„Ja, Heinrich, ſehr, ſehr lieb!“

Sie beugte ſich über ihn und küßte ihn lange und innig. Wie hatte ſie noch vor kurzem dieſe Frage gefürchtet? Heute konnte ſie leicht und ehrlich ‚Ja‘ antworten, und ihr Herz wurde ſehr froh.

⊕ ⊕ ⊕

Eines Tages — Heinrich hatte das Bett ſchon mit der Chaiſelongue ſeines Arbeitszimmers vertauſcht — hatte ſie ihn für eine halbe Stunde allein gelaſſen, um im Park Luft zu ſchöpfen. Da ließ er ſie durch einen Diener rufen.

Als ſie bei ihm eintrat, erſchreckte ſie ſein ernſter Ausdruck.

„Was iſt geſchehen, Heinrich?“

„Du mußt reiſen, Marie, Karl Anton hat depeſchiert ...“

„Wo iſt das Telegramm?“ Alles Blut ſchoß ihr ins Herz. Sie dachte der Szene zwiſchen dem Prinzen und der Schweſter. Eine namenloſe Angſt packte ſie, ohne daß ſie wußte, was ſie befürchtete.

In ihren Händen zitterte das Papier: ‚Ria ſchwer geſtürzt. Sie verlangt nach Marie, bitte ſofort kommen ...‘

Die ſchreckliche Nachricht war Marie faſt eine Erleichterung. Alſo nicht wegen Egon. Dem Himmel ſei Dank.

Mit dem nächſten Zug reiſte ſie nach Pardubitz. Die Fahrt war qualvoll. Die Angſt um die geliebte Schweſter wuchs mit jeder Stunde. ‚Schwer geſtürzt,

ſie verlangt nach Marie,‘ ſtand in der Depeſche. ‚Sie verlangt nach mir, das heißt, es geht zu Ende,‘ ſagte ſie ſich. Es war furchtbar. Ria ſollte ſterben.

Karl Anton kam ihr an der Station entgegen. Er ſah gebeugt aus und hatte kein begrüßendes Lächeln.

„Wie ſteht es?“ fragte Marie ſtatt aller Begrüßung angſtvoll. Die Antwort kam nicht gleich.

„Es iſt das Rückgrat, ſie leidet gar nicht, ihr Körper iſt ganz empfindungslos, ſie iſt vollſtändig klar, aber . . .“

„Was ſagen die Ärzte?“

Er ſchüttelte nur müde den Kopf . . .

„Aber das iſt unmöglich, Karl Anton, unmöglich!“ rief ſie verzweifelt.

Er deutete auf den Kutſcher. „Sei ruhig, Bébé.“

Marie lief wie im Fieber durch die langen Gänge. Eine Nonne wies ihr die Tür. Sie trat ein und ſtellte ſich gegen das Licht, damit Ria nicht die Verzerrung ihrer Züge merken ſollte. Die wandte die großen Augen herum.

„Endlich, Bébé, endlich . . . ich hatte ſo Angſt, du kämſt nicht mehr zurecht.“

Da brach Marie in die Kniee. „Gott, o Gott, Ria, du darfſt nicht gehen, du darfſt nicht.“

„Marie,“ ſagte die Kranke, „ich muß dich ſprechen, gerade dich. Gott gab mir die Gnade, nicht gleich tot zu ſein, wohl um deinetwillen.“

Marie ergriff die ſchlaffe Hand, welche ſich allein nicht bewegen konnte.

„Ich weiß alles, Ria,“ ſagte ſie leiſe.

Rias Augen wurden groß. „Woher?“

Da stammelte Marie ihr Erlebnis in Wien.

Ria holte tief Atem. „Also du weißt es; ja, ich wollte mich scheiden lassen. In einigen Tagen sollte es Karl Anton erfahren, und wenn Egon vom Manöver heimkehrte, wollte er es seiner Familie mitteilen. Es hat nicht sein sollen. Aber bedaure mich nicht. In den Stunden, die ich hier bewegungslos gelegen, sind mir die Augen sehr klarsehend geworden; nun bin ich's zufrieden. Es ist am besten für alle. Er hätte später doch darunter gelitten, alles für mich geopfert zu haben. Ich wäre alt geworden, und eine glühende Liebe verblaßt mit der Zeit — man kann nicht ewig auf der Höhe leben ... und dann, Marie: ich hätte es nicht ertragen, wenn dieser verlebte Adel hier mit Fingern auf mich gezeigt hätte, denn sie hätten doch nicht an meine Reinheit geglaubt — dem Unreinen ist nichts rein.... Ich habe ihnen Achtung abgezwungen, darum haben sie mich nie gemocht, die eigene Minderwertigkeit kam ihnen zu scharf zum Bewußtsein. Ich bin immer die Preußin und die Protestantin für sie geblieben — ja vielleicht war es das Bewußtsein, daß ich mein Land und meine Religion vor ihnen vertreten mußte, was mich gegen alle Versuchung schützte. So beerdigen sie Ria Veldt und haben kein niedriges Wort.... Ich vertrüge es nicht, daß ein Fleck auf meinen Namen fiele ...“

Da wußte Marie, daß sie mit dem Namen nicht Freudenlohe meinte ...

„Es ist besser so — vielleicht wäre ich doch schwach geworden — wir haben alle zu viel von Tante Berta im Blut. Und um meiner Söhne willen freut es mich. Sie haben nie etwas von dem Unglück unsrer Ehe gemerkt; so wird kein Schatten auf meine Erinnerung fallen und mein Beispiel wird sie halten. Sie werden mich als Heilige verehren. Glaube mir: auch die Toten können siegen. Ich denke nun: es wäre vielleicht nur ein Jahr Glückseligkeit gewesen — und die Enttäuschung dann, Marie, die hätte ich ein zweites Mal nicht überwunden. Denn er war doch eigentlich nur ein sehr, sehr lieber Bub. Glaube mir: du hast an Heinrich einen guten und rechtschaffenen Mann. Du lebst in Veldt, wo du hingehörst, und wenn du deinen ersten Sohn über die Taufe hältst, wird alles gut sein. . . . Mein Testament hab' ich gestern der Franzel diktiert, nimm die treue Seele wieder mit, wie alles, was aus Veldt stammt: Mamas Perlen, ihr Bild, ihren Schreibtisch. Und dann habe ich noch etwas für deinen Buben bestimmt."

„Aber Ria," warf Marie ein.

„Jawohl, ich weiß es, es ist ein Bub und es freut mich: wieder ein Sohn in Veldt, Gott segne ihn . . ."

Marie barg ihren Kopf in die Hände. Ria sprach wie immer, es war ja unmöglich, daß sie sterben sollte.

Plötzlich fuhr sie auf. „Willst du ihn sehen?"

Ria schloß die Augen, ihre Stimme war fest. „Nein, um meiner Söhne willen nicht, und dann: du weißt es. Ich fürchte mich nur vor einem Menschen, und

das ist Ria Veldt, vor Ria Veldts Schwäche ... es würde mir das Sterben erschweren. ... Aber nimm einen Bogen, ich will dir diktieren."

Marie schrieb, dicke Tränen fielen auf das Blatt, sie faltete den Brief und steckte ihn in den Umschlag.

„Schicke ihn erst dann ab," sagte Ria. Dieses ‚dann' war der Tod.

Ria war erschöpft, sie sprach nur noch leise. „Ich fühle keinen Schmerz. Du könntest mich stechen, ich empfinde nichts mehr, aber es ebbt langsam und sicher ab. Die Nacht wacht die Franzel, nein, nicht du, Bébé, es ist nichts für deinen Zustand."

Ria sprach mit der alten Bestimmtheit, die keinen Widerspruch duldete. Marie saß still am Bett, die matte Hand haltend. Rias Gesicht glich merkwürdig der Mutter. Sie öffnete die Augen und fragte nach der Zeit. „Es ist acht Uhr," sagte Marie leise, und wußte Rias Gedanken. Sie rechnete, wie lange ihres Lebens Uhr noch gleiten würde.

„Nun will ich schlafen, ich bin müde. Gute Nacht, Bébé," murmelte sie.

Marie küßte erschüttert die Lippen. Lange saß sie mit Karl Anton. Hin und wieder fiel ein Wort. Schwer wie Blei. Sie sah, die Reue zerfraß ihn, er merkte, daß sein Bestes ihm verloren ging, ohne daß er es gewürdigt hatte. Die alte Franzel kam sagen: ‚Durchlaucht schliefen sehr schön' ... aber am nächsten Morgen schliefen Durchlaucht noch, um nicht wieder zu erwachen.

Marie kam nach Veldt zurück und nahm ihres Mannes Hand. In ihren Augen war etwas, das Heinrich Veldt nicht verstand, der Ausdruck, den die Schwestern alle gehabt, als sie dem Vater die Hymne an die Erhabenheit sangen; ihr Blick ging in weite Ferne ohne Trauer. Aber Heinrich Veldt erfuhr nie, warum Marie nicht verzweifelter war.

Sie sah ihm voll ins Gesicht. „Ria hat unserm Kind noch ihren Segen mitgegeben," sagte sie ernst.

Heinrich Veldt holte tief Atem, das Glück trieb ihm eine heiße Blutwelle in die Stirn.

„Marie," stammelte er nur und zog ehrfürchtig ihre Hand an die Lippen.

Sie aber sah den eilenden Wolken nach. Ihr Herz sprach: wenn ich meinen Sohn über die Taufe halte, dann ist alles vorüber; denn ihre Gedanken weilten bei einem, der nun wohl erst das Furchtbare erfuhr: ohne Trost, allein, mutterseelenallein, trotz der Fürstenkrone ein Einsamer. Sie wußte: nun reist der Brief in das Manöver nach, und abends nach anstrengender Übung liegt er auf dem Tisch, und der junge, bestaubte Offizier sieht die Schrift und erstaunt sich: Von Marie? Und reißt hastig auf und liest:

„Mein lieber Bub, lebe wohl. Es ist einer gekommen, welcher zwischen uns getreten ist, an den wir nicht gedacht hatten: der Tod. Ich gehe; aber sei nicht traurig, ich fühle, daß es so am besten ist, vielleicht ist der Tod mein bester Freund. Darum beuge Dich demütig unter Gottes Hand. Ich danke Dir für Deine

Liebe, ſie hat das letzte Jahr meines Lebens zum ſchönſten gemacht. Verzweifle nicht. Dein Leben gehört den Lebenden, genieße es, ohne Deine Pflichten zu vergeſſen. Vergiß meiner Söhne nicht. Ich hoffe, daß Du Deinen Untertanen ein guter Herr ſein wirſt, damit ich einſt, wenn Dein Lebensbuch verleſen wird, mich nicht ſchämen brauche, Dich geliebt zu haben. Lebe wohl und Gott ſegne Dich!

Ria."

Und unten darunter ſtand:

„Sie iſt ganz ſanft eingeſchlafen und war ſo bereit zu ſterben. Ich bete für Sie: Möge Gott Ihnen helfen.

Marie."

Heinrich Veldt ſah ein ſüßes, trauriges Lächeln in Maries Antlitz, welches er noch nie geſehen hatte. Es klang noch einmal die Saite des Herzens, die nur der zu ſpielen verſteht, welcher zum erſtenmal das Herz klingen macht, die Saite, die Heinrich Veldt nicht kannte und nie finden würde.

Ende

Adeeteumpft. Von Samuel M. Gaedenhiee. Aus dem Engliſchen.

Geiſtvolle Detektivgeſchichten, die ſich durch ihre originellen Motive und die außerordentlich ſpannende Durchführung auszeichnen. Eine amüſantere und anregendere Lektüre läßt ſich kaum denken.

Ledende Bildee. Von Paul Oskae Höckee. 2 Bände.

Unter dem äußeren Glanz der Berliner Hofeſſlichkeiten ſpielt ſich das tragiſche Schickſal einer jungen Ariſtokratin in packenden „Lebenden Bildern" ab, deren Farbenreichtum und dramatiſche Steigerung die reife Künſtlerſchaft Höckers verrät.

Fatme. Von Söege Janſſen. Aus dem Däniſchen.

Dieſer in Bosnien ſpielende Roman iſt eine an ſpannenden Momenten reiche Schöpfung, die das Intereſſe des Leſers durch die vortreffliche Schilderung des eigenartigen Milieus ebenſo erregt, wie durch den Hauch von romantiſcher Poeſie, der über dem Ganzen ſchwebt.

Die Geſchichte einee wandeenden Liebe. Von Maele Diees.

Die Hauptvorzüge der feinſinnigen Dichterin — tiefe Seelenkenntnis und eine biegſame, farbenreiche Sprache — treten uns in dieſem an entzückenden Epiſoden überreichen Roman auf Schritt und Tritt entgegen. Die zahlreichen Freunde von Marie Diers werden dieſe außerordentlich anziehende Schöpfung mit Freuden begrüßen.

Mein Freund dee Chauffeue. Von E. N. und A. M. Williamſon. Aus dem Engliſchen. 2 Bände.

Eine außerordentlich amüſante Liebes- und Automobilgeſchichte, die uns von der Riviera über die italieniſchen Seen bis nach Dalmatien und Montenegro führt. Farbenprächtige Naturſchilderungen und ein unwiderſtehlicher Humor vereinigen ſich zu einem Ganzen von wohltuender Friſche.

Achtundzwanzigſter Jahrgang

Haedy von Aendeegs Leidensgang. Von Ida Boy-Ed. 2 Bände.

Die gefeierte Erzählerin hat wieder mit glücklicher Hand einen Griff ins Volle getan. Den Dornenpfad eines zarten, jungen Mädchens aus verarmtem Adel, das aus Not den aufreibenden Beruf einer Telephoniſtin ergriffen hat und ſich mit heldenhafter Tapferkeit durch das grauſame Schickſal getäuſchter Liebe zu Glück und Frieden hindurchkämpft: dieſen ergreifenden Stoff hat Ida Boy-Ed mit all ihrem Reichtum an Beobachtung, Geiſt und Kunſt zu einem Lebensbilde von feſſelnder Wirkung ausgeſtaltet.

Der Fall von Milldank. Von G. D. Eldeidge. Aus dem Engliſchen.

In überaus packender Weiſe geht dieſe Erzählung der Aufklärung eines geheimnisvollen Verbrechens nach. Pſychologiſche Vertiefung und verfeinerte Schreibweiſe erheben den Roman weit über das Niveau der gewöhnlichen Kriminalgeſchichte.

Kismet. Von Severin Liedlein. Aus dem Norwegiſchen.

Vertreter der drei größten Nationen Europas werden in dieſem ebenſo originellen wie unterhaltſamen Roman, der in Marokko ſpielt, in treffender humoriſtiſcher Weiſe einander gegenübergeſtellt. Die ausgezeichnete Schilderung des ſeit Jahren im Vordergrund des Intereſſes ſtehenden Landes verrät den ſcharfen Beobachter und feſſelt das Intereſſe des Leſers in hohem Grade.

Die ſchöne Meluſine. Von Victoe v. Kohlenegg. 2 Bände.

Dieſer hochbedeutſame Roman iſt ein hinreißendes Werk der Menſchenſchilderung vor dem Hintergrunde des meiſterhaft gezeichneten Berlin vom Jahre 1890. Mit innerſtem ſeeliſchem und geiſtigem Geſpanntſein wird der Leſer die Lebensgänge aller dieſer feinen, klugen, leidenſchaftlichen und humorigen Menſchen verfolgen.

Die Schatzinſel. Von L. J. Vance. Aus dem Engliſchen.

Die Lektüre dieſes brillant geſchriebenen Abenteuerromans, der ſich durch eine atemlos ſpannende, von prächtigen Naturſchilderungen umſpielte Handlung auszeichnet, wird jedem einige unterhaltende und erfriſchende Stunden bereiten. Die phantaſievolle Erzählung ſpielt an den Ufern des Golfes von Mexiko.

Komödianten. Von Carry Seachvogel.

„Wir alle brauchen ein wenig Komödiantentum, ein bißchen Spiel vor uns und mit uns, um die Nüchternheiten des Daſeins zu ertragen und die Erlebniſſe zum Begebnis zu ſteigern." Dieſer Gedanke iſt das Leitmotiv des vorliegenden Bandes, in dem die Verfaſſerin ihrer überlegenen Menſchenkenntnis und Beobachtungsgabe in einer überaus feſſelnden, durch köſtliche Satire belebten Darſtellung Ausdruck verleiht.

Die stolze Rathaeina. Von S. M. Crokee. Aus dem Engtischen. 2 Bände.

Besonders die Nebenfiguren sind es, die in diesem schicksalschweren Roman eines jungen Mädchens durch ihre überraschend lebenswahre Zeichnung von neuem die unerschöpfliche Fülle von Mrs. Crokers Erfindung, ihre tiefe Kenntnis von Land und Leuten und ihren echt anglikanischen Humor in strahlendem Licht erscheinen lassen.

Die verschwundene Frau. Von Max Diez.

Eine originelle Erzählung voll drolligster Verwicklungen, bei aller Harmlosigkeit von Anfang bis zu Ende spannend geschrieben und außerordentlich unterhaltend. Mit gutmütiger Satire wird die gestrenge Obrigkeit eines kleinen Städtchens verspottet, die sich in der Entdeckung und Verfolgung eines vermeintlichen Mords einen köstlichen Schwabenstreich leistet.

Das gastliche Haus. Von J. W. Tompkins. Aus dem Englischen.

Der Widerspenstigen Zähmung — so könnte man das Thema dieses allerliebsten Romans nennen, der sich in dem Hause eines Nervenarztes abspielt und durch einen unerschöpflichen, von warmer Menschenliebe durchleuchteten Humor auszeichnet.

Der gemordete Wald. Von Fedor von Zobeltitz. 2 Bände.

Ein ungewöhnlich spannender Bauernroman aus der Mark, der die knorrige Eigenart jenes vielverkannten Menschenschlags mit starker Gestaltungskraft und einem Reichtum an feinen Zügen schildert. Fedor von Zobeltitz gibt hier wahre Heimatkunst — der Roman besitzt dauernden kulturgeschichtlichen Wert.

Ein Gemeindekind. Von T. Combe. Aus dem Französischen.

Voll lebhafter Anteilnahme und Spannung leben wir die erschütternde Jugend dieses Gemeindekindes mit und genießen dabei in vollen Zügen die tiefe Seelenkenntnis, warme Menschenliebe und krafterfüllte Sprache des Autors.

Pastings Duve. Von Marianne Mewis.

Humor und Ernst kommen in diesem überaus fesselnden Liebes- und Familienroman, dessen Hintergrund der gewandt verwertete mecklenburgische Verfassungskonflikt bildet, in gleichem Maße zu ihrem Recht, und der nicht ganz gerade, aber stets sichere Flug des „Pastorstäubchens" zu seinem heiß ersehnten Ziele ist zum Ergötzen gut der Natur abgelauscht.

Raffles als Richter. Von E. W. Hornung. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Die großartigen Abenteuer des famosen Gentleman-Gauners, den unsere Leser schon in „Die schwarze Maske" und „Ein Einbrecher aus Passion" kennen gelernt haben, nehmen hier ihren Fortgang, wobei sich zeigt, daß die nachtschwarze Seele des Helden bei aller Verruchtheit dennoch einige köstliche Lichtpunkte aufweist, die nur dazu angetan sein werden, die große Zahl seiner unbedingten Verehrer zu vermehren.

Lenzi von der blauen Genziane. Von Richard Voß.

Brausend, klar und hart weht die Höhenluft durch diese erschütternde Geschichte einer allesvernichtenden Leidenschaft und eines sie überwindenden Liebesbunds, in vollen Akkorden, wie nur Voß sie zu greifen versteht.

Leslie und ihre Verehrer. Von Anne Warner. Aus dem Englischen.

Mit ganz köstlichem Humor und Witz sind hier die Erlebnisse einer jungen amerikanischen Witwe in englischer, amerikanischer und deutscher Gesellschaft geschildert, und das bunte Völklein der internationalen Verehrer Leslies wie der Gegenstand ihrer Huldigungen werden sicher viel Heiterkeit erregen.

Der Roman einer Hofdame. Von Ruth Freifrau von Sagern-Kospoth (Ruth Gräfin Fay). 2 Bände.

Dieser anmutig indiskrete Roman der ebenso gewandten wie klugen und sachverständigen Verfasserin gibt ein treues Spiegelbild jener undurchsichtigen Verhältnisse, die dem Uneingeweihten eine ununterbrochene Reihe von Glück und Rausch zu sein scheinen, in Wahrheit aber ein Gewebe intimster Tragödien sind. In der zweiten Hälfte des atemlos spannenden Buches wechselt die Szene: an Stelle des blanken Hofparketts tritt die alte Erbscholle, das Vaterhaus, das zum Schauplatz eines tiefergreifenden läuternden Seelendramas wird.

8907115946l

b89071159461a

Die Liebhaber-Ausgabe

von

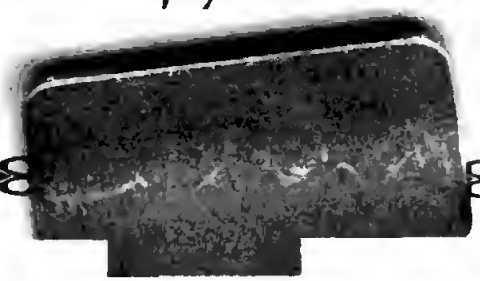
Engelhorns

Roman-Bibliothek

bringt eine Auslese der besten Romane unsrer Sammlung, auf besonders feines Papier gedruckt und in schmiegsames Kalbleder mit künstlerischer Rückenzeichnung gebunden. Erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen sind:

v. Gagern-Kospoth, Der Roman einer Hofdame . . .	M. 3.50
Stratz, Die Faust des Riesen	„ 3.50
Boy-Ed, Hardy von Arnbergs Leidensgang	„ 3.50
v. Kohlenegg, Die schöne Melusine	„ 3.50
Böhlau, Ratsmädel- und Altweimarische Geschichten .	„ 2.50
Harraden, Schiffe, die nachts sich begegnen	„ 2.50

◆ Entzückender Geschenkartikel ◆



B89071159461
B89071159461A